

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



22/23

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland



Christnacht

Saft wie verstofften nahen wir dem Fest,
Das uns ersteht mit alten Melodien,
Das uns, die wir nach neuen Sternen ziehn,
Doch nicht aus der Erinnerung läßt.

Wir fanden - Toren, die wir sind, und Weise -
Die Krippe nicht und nicht den Dienst im Stall.
Wir fußen auf dem Nichts und trachten nach dem All,
Wir strebten zu und drehen uns im Kreise.

Und jedes Jahr, an seiner schwersten Stelle,
Wenn wir ganz Ohnmacht sind und hoffnungslos,
Da lächelt süß in wunderbarer Helle
Ein Kind auf einem Mutterschoß.

Wir mühten uns im dunklen Kreis des Blutes;
Doch jedes Jahr in seiner letzten Nacht
Erscheint das Kind. Im Mutterschoße ruht es
Und lächelt leise, und alles ist vollbracht!

Wir stehn bestürzt, beschämt, und wissen nie,
Warum wir weinen und uns doch beschenken.
Verloren ging die Trübsal und das Denken,
Und alles Dasein wurde Melodie . . .

Wir taten nichts als nur im Dunkeln gehen.
Wir fanden nichts als uns und unsre Stunden,
Doch plötzlich ist das Wunder neu geschehen:
Das Kind hat seinen Weg zu uns gefunden!



ALLEN WERKSANGEHÖRIGEN, PENSIONÄREN UND IHREN FAMILIEN
WÜNSCHEN WIR EIN FROHES WEIHNACHTSFEST · UNSER GRUSS GILT
EBENSO ALLEN GESCHÄFTSFREUNDEN IM IN- UND AUSLAND

DIE BETRIEBSVERTRETUNG:

Heinz Cyprianer *Wintoff*

DER VORSTAND:

Reinhold *Frage* *Wintoff* *Kremer*

HOAG

HÜTTENWERK OBERHAUSEN

HOAG



Die am Heiligabend arbeiten

Wenn am Heiligen Abend die Glocken das Fest einläuten, wenn Kerzen die Stuben in anheimelndes Licht tauchen und Kinder gläubigen Gesichts Weihnachtslieder singen, dann werden in unserem Werk viele Menschen zum Wohle der Allgemeinheit wie gewöhnlich ihre Arbeit verrichten. Sie können nicht dabei sein, wenn zu Hause die Familie die heilige Nacht begeht. Vielleicht wird ihnen in diesen Stunden Schnee ins Gesicht wehen oder klatschen der Regen, vielleicht werden ihre Finger starr vom klirrenden Frost sein, vielleicht aber werden sie auch schweißdurchnässt am Hochofen stehen. Viele Menschen im Werk wachen auf Stellwerken, an Eisenbahnschranken, auf Lokomotiven, in Pfortnerhäusern, Fernsprechvermittlungen, Energiezentralen und Unfallstationen. Sie sind irgendwo am Heiligabend tätig für uns.





▲ Im vergangenen Jahr am Heiligabend: Schrankenwärter Franz Otten. Selbstverständlich können die Schrankenwärter der Werksbahn auch Weihnachten ihrer Arbeit nicht fernbleiben. Auch an den Festtagen rollen Züge mit Erz, Koks oder Schlacke.

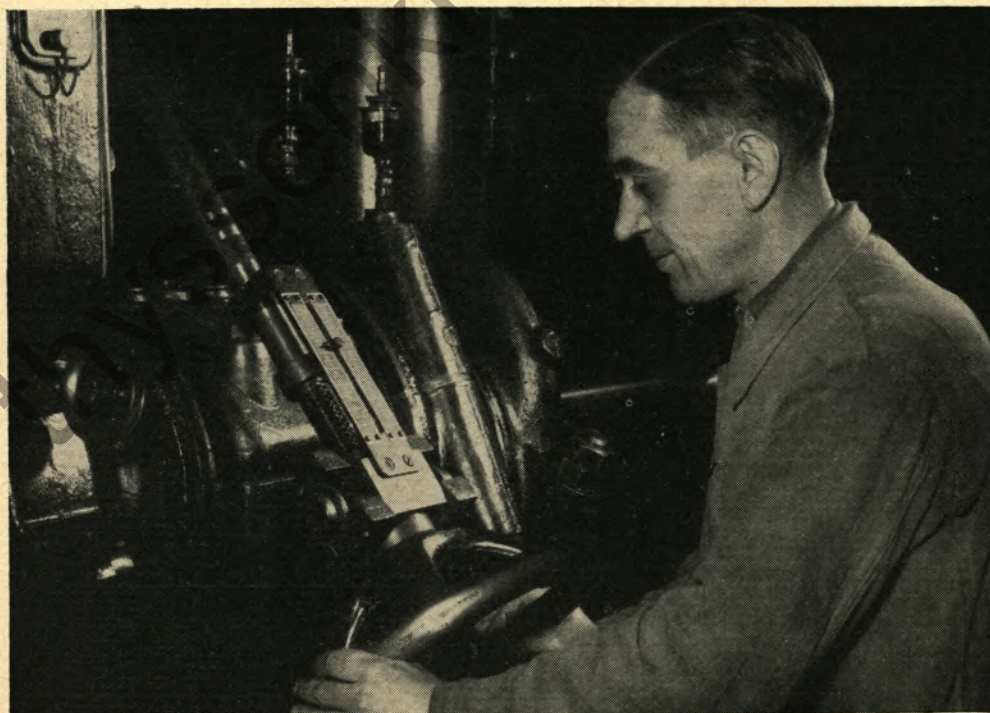


▲ „Sprechen Sie noch!“ — „Fräulein, nun gehen Sie doch aus der Leitung...“ Sie stößt weiter, wählt Nummern, unermüdlich. Wilhelmine Kalveram von der Fernsprechkentrale. Auch Weihnachten muß sie am Vermittlungs-Klappenschrank auf Draht sein.



▼ Ungeachtet dessen, daß Heiligabend ist, arbeiten nicht nur die Produktionsbetriebe der Eisenhütte, sondern auch der Maschinenbetrieb. Auf unserem Bild ist Wilhelm Gensty (Maschinenhaus I) mit der Steuerung der Gebläsemaschine II beschäftigt.

▲ Der Weihnachtsabend im Dampfkraftwerk: Kesselfahrer Erwin Brandtner am Kesselleitstand bei den stündlichen Registrierungen, die zur Überwachung des Kesselbetriebes erforderlich sind. Vielleicht summt er dabei ein Weihnachtslied vor sich hin.



Es ist ein narkalter Abend. Irgendwann hat es zu schneien angefangen. Leise rieseln die Schneeflocken, doch auf dem Straßenpflaster verwandeln sie sich gleich in Matsch, in schmutzig-grauen Schneematsch. Hier im schwarzen Revier hält die weiße Pracht kaum länger als Stunden. Wie weihnachtlich es doch jetzt wohl im fernen Riesengebirge aussehen mag, Berge und Wälder liegen sicherlich unter einer dichten Schneedecke und durch von Eisblumen gezielte Fensterscheiben fällt warm und traulich ein Lichtschein in die winterliche Welt. So sehr ist Schorsch an diesem Heiligen Abend in Gedanken versunken. Nicht einmal die hinter der Eisenbahn machtvoll sich erhebenden Silhouetten der Hochöfen, die den Nachthimmel feurig-rot-färbenden Glutfranken der Schlackenhalde vermögen ihn in die Wirklichkeit zurückzurufen. Doch dann fährt er zusammen, als eine schwere Hand sich auf seine Schulter legt. „He, Schorsch, kennst wohl keine Leute mehr?“ — „Ach, Karl, Du bist's. Hast Du mich aber erschreckt!“ — Karl geht diesen Weg zur Hütte schon länger als ein Vierteljahrhundert, und leicht kann er sich vorstellen, wo die Gedanken des Kollegen an diesem Abend weilen. Inzwischen haben sie das Pfortnerhaus erreicht, stempeln und gehen zusammen die Werksstraße hinunter. Vom nahen Kirchturm läuten die Glocken das Weihnachtsfest ein.

Zwei Stunden sind seitdem vergangen. — Schorsch hat sich ganz auf seine Arbeit konzentriert. Winzig klein kommt er sich vor, zu Füßen des Hochofens. Angestrengt schaut er in die Weißglut, die ihm aus dem Sticho entgegenrollt und die er leiten muß in die Sandrinnen des Masselbets. Doch dann ist es geschafft, er legt die Asbesthandschuhe beiseite und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Jetzt hat er einige Minuten Zeit, und wieder umkreisen seine Gedanken das Weihnachtsfest. Er sieht seine Mutter vor sich und die Geschwister. Den Vater hat er nicht gekannt, der liegt bei Verdun auf einem Soldatenfriedhof. Wie schön war trotzdem immer das Weihnachtsfest bei ihnen zu Hause gewesen, wenn Mutter mit dem Glöckchen klingelte und die Tür weit öffnete, damit die Kinder schnell genug hereinkommen konnten. Schorsch seufzt. Inzwischen hat er alles verloren — Heimat und Elternhaus. Das Schicksal hat ihn ins Ruhrgebiet verschlagen und er ist froh, daß er Arbeit gefunden hat. Und nun denkt er an den Lichterbaum in der hübschen kleinen Werkswohnung, die er in Oberhausen bekommen hat; er ist bei seiner Frau und den beiden Kindern. Still lächelt er vor sich hin. Er ist zufrieden.

Karl ist hinzugetreten. „Komm mit, Schorsch, wollen sehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat.“ Und dann stehen sie vor dem Lichterbaum, der mitten im Hochofenbetrieb errichtet worden ist. Sie sehen nicht die Apparaturen und Arbeitsgeräte, nehmen nicht die Ungewöhnlichkeit des Ortes wahr, sondern sehen nur den Christbaum, auf dem die Lichter strahlen, und rund herum die Männer in ihren Arbeitsanzügen, in deren Augen sich der Glanz der Kerzen spiegelt. Seltsam ist es Schorsch zu Mute. In einer Kirche hätte es nicht feierlicher sein können. Zögernd fängt eine Stimme zu singen an, bis auch die anderen nach und nach einfallen. Es klingt anfangs etwas unsauber und brümmig aus diesen rauen Kehlen, aber bei der zweiten Strophe geht es schon besser und Schorsch schließt unwillkürlich die Augen, während er leise mitsummt: Stille Nacht, heilige Nacht...

Eine halbe Stunde später steht Schorsch wieder an seinem Arbeitsplatz. Noch oftmals lächelt er in dieser Nacht still vor sich hin. Wie alle Kameraden, die auch am Heiligen Abend der Arbeit nicht fernbleiben konnten, spürte er, daß er nicht vergessen oder ausgeschlossen ist. Aber die Arbeit geht weiter. Wo eben noch ein altdeutsches Weihnachtslied erklang, da füllen sich jetzt wieder die Sandrinnen mit feurig-flüssigen Flammenblumen, die der Hochofen ins Masselfeld pflanzt.



Arbeitsdirektor Strohmenger stellt Direktor Siering die leitenden Herren des Werkes vor. Hier macht er ihn mit Dr. Winterscheidt (rechts) von der Finanz-Abteilung bekannt. Links Betriebsrat Clemens Haas. Auch die Betriebsvertretung war bei der Neueinführung zugegen.

Gerhard Bruns ist ein echtes Kind des Reviers. In Duisburg-Beeck wurde er am 15. August 1889 geboren. Eine deutsche Wirtschaftszeitung nannte ihn neulich einmal einen typisch Löwe-Geborenen: entschlossen, tatkräftig, mit festen Zielen und Plänen. Den beruflichen Werdegang von Direktor Bruns schilderte anlässlich der Verleihung des Großen Verdienstkreuzes sein langjähriger Mitarbeiter E. W. Mommsen in Ausgabe 15/54 der Werkszeitschrift. Vielen aber wird es nicht bekannt sein, daß der kaufmännische Direktor der Hüttenwerk Oberhausen AG von Hause aus eigentlich kein Kaufmann, sondern Techniker ist. Nach seiner Schulzeit sehen wir Gerhard Bruns als Praktikant in verschiedenen Hüttenwerken, Bergwerken und Maschinenfabriken des Ruhrgebiets. Schon in der Jugend muß er hart anpacken, nichts wird ihm geschenkt, alles muß er sich erarbeiten. Nach Absolvierung der Semester an der damaligen Königlichen Hütten- und Maschinenbauschule in Duisburg besteht er die Abschlussprüfung sogar mit Auszeichnung. So hat er sein „Handwerk“, technisches Wissen gepaart mit kaufmännischem Geschick, gewissermaßen von der Pike auf gelernt. Und zwar mit solcher Gründlichkeit, daß niemand imstande sein wird, Gerhard Bruns auf allen Gebieten des Hüttenwesens und der kaufmännischen Führung eines Industriebetriebes ein X für ein U vorzumachen.

Abschied und Neueinführung

Am 31. Dezember dieses Jahres tritt das kaufmännische Vorstandsmitglied der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft, Direktor Gerhard Bruns, in den Ruhestand. An seine Stelle ist mit Wirkung vom 1. November 1954 vom Aufsichtsrat ein neuer Mann in den Vorstand berufen worden: Direktor Otto Aug. Siering. Doch bevor wir hier Direktor Siering der Belegschaft vorstellen, sei es uns vergönnt, einige Worte der Anerkennung und des Dankes an Direktor Bruns zu richten. Möge das „Glück auf“, das wir dem um unser Werk so verdienten Manne beim Abschied aus seinem beruflichen Wirken zurufen, noch recht lange mit ihm sein.

1947 wird er kaufmännischer Direktor der Hüttenwerk Oberhausen AG. In einer Zeit, als in der deutschen Schwerindustrie noch alles drunter und drüber ging, als Entflechtung, drohende Demontagen und alliierte Kontrollmaßnahmen den Wiederaufbau des Werkes fast unmöglich erscheinen ließen, Hand in Hand mit den Vorstandskollegen Dr. Graef und Strohmenger macht sich Bruns daran, Trümmer hinwegzuräumen und dem Werk neue Impulse zu geben. Mit dem Wiederaufbau des Werkes in der Nachkriegszeit ist der Name Gerhard Bruns somit untrennbar verbunden. Seiner unermüdlichen Schaffenskraft, seinen kaufmännischen Fähigkeiten und seinem so stark ausgeprägten Verantwortungsbewußtsein ist es nicht zuletzt zu verdanken, daß zum Wohle des Werkes und seiner Belegschaft die mannigfachen Probleme gemeistert wurden. Dafür sind wir ihm alle zu ehrlichem Dank verpflichtet.

Er ist eine Persönlichkeit — so schrieb eine westdeutsche Zeitung — von besonderem Profil, ein Mann mit Mut und mit Schwung.

Das ist das Lebenswerk und der berufliche Werdegang des Mannes, der seit 1947 die kaufmännischen Geschicke unseres Werkes leitete. Wenn er sich jetzt in den wohlverdienten Ruhestand begibt, so gilt ihm unser aller Dank und unsere Hochachtung.

Eine besondere Anerkennung aber mag darin liegen, daß wir insbesondere der Jugend unseres Werkes Gerhard Bruns als ein Vorbild hinstellen, dem es nachzueifern sich lohnt.

Direktor O. A. Siering ist Kölner Junge. Nicht nur, daß er am 23. 4. 1904 in Köln-Mülheim geboren wurde, auch seine Jugend und ersten Berufsjahre sind eng mit der Domstadt am

Rhein verbunden. So machte er 1923 in Köln das Abitur und studierte nach voraufgegangen dreijähriger Lehrzeit bei der Deutschen Bank in Köln-Mülheim anschließend an der Universität Köln Volks- und Betriebswirtschaft. Seine erste Berührung mit der Eisen- und Stahlindustrie, insbesondere mit der Drahtindustrie, fand 1935 statt, als Treuhänder und Revisor im Verein der Deutschen Drahtseil-Hersteller e. V., Köln. Von 1941 bis 1946 war O. A. Siering Geschäftsführer der Fachgruppe Draht und Hauptgeschäftsführer der Drahtgemeinschaft und Draht GmbH, Düsseldorf und von 1946 bis 1947 Geschäftsführer der Fachvereinigung Draht. Als Werksdirektor des Drahtwerkes Gelsenkirchen, das damals noch zur GHG gehörte, trat er im Jahre 1947 in engere Beziehungen zu Oberhausen. Während seiner Tätigkeit in Gelsenkirchen hat er sich mit seiner ganzen Kraft dafür eingesetzt, daß das durch den Krieg zu 75 Prozent zerstörte Werk die Produktion sämtlicher Artikel wieder aufnehmen konnte und der Tradition entsprechend bald wieder zu einem der führenden Drahtwerke an Rhein und Ruhr wurde. 1951 wurde Direktor Siering dann in den Vorstand der Felten & Guillaume Carlswerk Eisen und Stahl AG und der Walzwerke AG vorm. E. Böcking & Co., sowie Felten & Guillaume Eschweiler Draht A.G., Köln berufen. Seit dem 1. November 1954 ist Direktor O. A. Siering Vorstandsmitglied der Hüttenwerk Oberhausen AG und als Nachfolger von Direktor Bruns kaufmännischer Direktor des Werkes. Für seine Arbeit in Oberhausen: Glück auf!

Aufsichtsratsvorsitzender Fritz Butschkau mit den Herren des Vorstandes. Von links nach rechts: der technische Direktor Dr. Graef, Präsident Butschkau, der kaufmännische Direktor Bruns, Arbeitsdirektor Strohmenger und Direktor Siering, der Nachfolger von Direktor Bruns.





WIR SEHEN UNS IM KOHLENPOTT UM

HEIMAT REVIER

Als unsere Väter und Großväter unbekannt ins Revier kamen, hatten die meisten von ihnen das Gefühl, daß die Großwirtschaft zwar Broterwerb bot — mehr als die alte Heimat, woher man kam —, daß aber der Mensch zwischen Ruhr und Lippe, obwohl auf engstem Raume zusammenlebend, immer einsamer und verlassen wurde, dem Zufälligen und Ungewissen ausgeliefert. So dachten und fühlten unzählige Menschen, mochten sie Arbeiter, Angestellte oder Beamte sein. So auch beschrieben die Wissenschaftler oft genug das Volk an der Ruhr. Heute wissen wir Mann für Mann, daß es so weder war noch ist. Das letzte und tiefste Wort an der Ruhr heißt nicht „Heimatlosigkeit“, sondern „Heimat im Revier“.

Wir haben es alle am eigenen Leibe erfahren. Das Revier sank unter den Bomben in Trümmer. Wohnungen, Siedlungen und Werke wurden zu Ruinen. Zur inneren Verarmung trat in grauenhafter Form die äußere Not. Doch die Menschen hielten zum Revier, sie blieben hier und hielten aus. Denn hier war ihre Wohnung, ihr Haus, ihr Werk, ihre Stadt... Kaputt das meiste, aber doch das ihrige! Die Heimat hielt sie fest! Das war keine Rührseligkeit, denn nur harte und verbissene Arbeit stand nach dem Zusammenbruch bevor. Das wußte jeder. Und dann ist unerhört viel in wenigen Jahren geschaffen worden. Die Statistik zeigt uns den Wiederaufbau in Zahlen. Wir wundern uns, ehrlich gesagt, selbst und sind auch wohl ein wenig stolz. Denn dieser Wiederaufbau von Haus und Stadt und Betrieb ist unser Werk! ist durch unserer Hände Arbeit geschehen. Vor

unseren Augen und durch unser Mitfeln wuchs unsere Heimat aus der verbrannten Erde wieder empor. Nun wissen wir handgreiflich, daß Heimat nicht etwas ist, wo man nur so hineingeboren wird, sondern daß Heimat nur dann und nur dort ist, wo der Mensch für Leib und Seele, für Wohnraum und Arbeitswelt schafft und persönliche Verantwortung trägt.

Und nun sehen wir auf die Jahrzehnte, die hinter uns liegen, mit anderen Augen zurück. Es wurde — beinahe unbemerkt und meist auf dem Wege der Selbsthilfe — der Kohlenpott zur Heimat. Es gibt so unzählige Beispiele dafür, wie in der Siedlung, im Kotten unsere Frauen mit der Sicherheit und Wärme des Mutterherzens den Vätern und den Kindern in Sauberkeit und Freundlichkeit ein „Heim“ geschaffen und bewahrt haben. Und dann die Welt der Schrebergärten, wo gleichfalls viel mehr geschieht, als nur der Anbau von Kartoffeln und Tomaten. Hier stehen wir auf kleinem Raum — aber es ist unser Raum — mit der Natur noch „auf Du und Du“, erleben das Wachsen und Reifen, spüren etwas vom Hegen und Pflegen (ohne das doch die Pflanzen ebenso wenig gedeihen wie die Menschen), vom Morgen und Abend und Winter und Sommer. All dies ist uns Weg zur Heimat geworden. Und haben wir nicht über alle Nüchternheit und Hast des Alltags hinaus das Menschliche im Kreise der Landsmannschaft bewahrt, deren Vereine seit Jahrzehnten die Menschen an der Ruhr im Zeichen der Heimat zueinander geführt haben? Und ist nicht Unzähligen durch alle drohende Gefahr hindurch das Herz warm geblieben, haben wir dort nicht zueinander gefunden, Heimat ge-

funden im Schatten der Hochöfen, Zechen und Schlote? Und haben wir nicht in Bombennächten und in der Nachkriegszeit einander die Hand gereicht, um die schlimmste Not gemeinsam zu meistern und ist darüber nicht aus dem Fremden ein Nachbar geworden und aus Haus und Straßenzug die Nachbarschaft? Das sind nur gerade einige Beispiele. Je mehr man die Sache überlegt, um so mehr fällt es uns wie Schuppen von den Augen. Es ist wirklich kein Schlagwort, diese „Heimat im Revier“; es ist eine beglückende Wirklichkeit, notwendig und verpflichtend, einst und jetzt.

Nicht nur die Alten hielten im Revier aus oder kamen nach 1945 zurück. In langen Zügen kamen auch die Heimatvertriebenen des deutschen Ostens, die Flüchtlinge, denen das Revier neuer Lebens- und Wirkensraum werden sollte. Auch diese leben nicht im luftleeren Raum, denn kein Mensch kann ohne Heimat sein. Nun merken wir aufs neue, daß Heimatschaffen nicht mühelos ist und daß Heimat-Sein keinen ausschließt, mag er auch ungewollt gekommen sein und als Fremder vor den „Hiesigen“ stehen. Heimat ist aber nicht nur eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe. Heimat im Revier ist eine Tatsache und doch auch wieder nie etwas Fertiges. Wir sollten uns gemeinsam darum bemühen.

Daß diese Heimat auch eine geschichtliche Vergangenheit hat, daß auch da, wo heute Förderlürme und Hochöfen stehen, „historischer Boden“ ist, davon erzählt unser Bericht auf den folgenden beiden Seiten. Der Artikel soll dazu beitragen, all denjenigen, die erst in den letzten Jahren ins Revier gekommen sind, Wesentliches über ihre neue Heimat, unsere Stadt und ihre Industrie zu sagen.



Wie Oberhausen entstand

Es ist im rheinisch-westfälischen Gebiete vielleicht nur einmal vorgekommen, daß ein Bahnhof seinen Namen nicht von der Stadt oder Gemeinde erhielt, in der er lag, sondern die Stadt sich nach dem bereits vorhandenen Bahnhof nannte. Dies ist der Fall mit Oberhausen. Als 1862 einige Bruchstücke von Essen und Duisburg und etwas Mülheimer Gelände zusammengefügt wurden zu einer wenig vertrauenerweckenden, struppigen und öden Gebietskörperschaft mit gut 500 Einwohnern und einem eigenen Bürgermeister, war man in Verlegenheit wegen des Namens. Wie sollte man das Neugeborene, das von der Natur so hoffnungslos karg bedacht war, eigentlich nennen?

Da lag seit 16 Jahren ein Bahnhof in dem sandigen Lippert-Liricher Heidegelände. Er war aus Brettern zusammengeschlagen. Der Stationsvorsteher wohnte darin und bewachte die paar Lokomotiven im Schuppen nebenan. Übrigens waren diese Lokomotiven von der

Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huysen gebaut worden, aus der später die GHF entstand. In einem abgetrennten Räume beschäftigten sich einige Techniker und Kaufleute mit Kontobüchern, Zeichnungen, Rechnungen und Kalkulationen. Das waren „Fremde“ aus Essen und Ruhrort, die die Zeche Concordia verwalteten, die 1854 in der Nähe dieses Bahnhofes als vielbestauntes Wunderwerk einer neuen Zeit errichtet worden war. „Stöckmann im Loch“ war das erste Haus mit einer zu Plauderstündchen einladenden Wirtschaft — nahe am Bahnhof.

Dieser Bahnhof nun war von der privaten „Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft“ gewissermaßen zufällig in die Liricher Heide gepflanzt worden, weil Mülheim durch den damals mächtigen Reederei- und Schiffsflottenbesitzer Stinnes hatte verkünden lassen, es verzichte auf jede Eisenbahn, es lasse sich keine auf Schienen rollende Konkurrenz für seine Kohlenschiffe auf der Ruhr vor die Nase

setzen. Demgegenüber hatten die Herren Wilhelm Lueg und Franz Haniel, die damals an der Emscher, in Klosterhardt und in Sterkrade Hüttenwerke betrieben, eine bessere Nase. Sie ermunterten die Eisenbahngesellschaft, den Kampf wegen der Linienführung mit Mülheim aufzugeben und die Bahn einfach durch das billige Heidegelände von Lirich-Lippert zu verlegen. So also war die Heide — und natürlich auch die Industrie — an einen Bahnhof gekommen. Aber als er nun da stand und getauft werden mußte, gab es wieder Kopfzerbrechen: wie sollte man ihn nennen?

Nicht allzuweit vom einsamen Heidebahnhof lag das einzige bemerkenswerte Bauwerk mächtiger Grafen und Großlandbesitzer in einem „Busch“, der damals noch dicht gewachsen und von Wild bewohnt war. Die Kötter und Bauern und Handwerker von Osterfeld und Lirich nannten ihn „Grafenbusch“ (so heißt er noch heute). Der Edelsitz hieß Oberhaus, auch Oberhausen. Im Honoratiorenstübchen bei „Stöckmann im Loch“ wurde man sich dann schließlich einig, dem Bretterbahnhof den stolzen Namen des Schlosses Oberhausen zu geben.

So steht also am Anfang der engeren Oberhausener Lokalgeschichte der „geborgte“ Name Oberhausen. Die neue Gemeinde nannte sich nach dem Bahnhof, der Bahnhof nannte sich nach dem Schloß. Und das Schloß? ...

Die meisten Oberhausener kennen vom Schloß die Fassade, wie sie vor einigen Jahren noch war, die seitlichen und rückwärtigen Nebengebäude und neuerdings die Schloßgaststätte und den wiederhergestellten bewohnten Teil, auf den ein breiter Parkweg die Spaziergänger hinführt. Von dem jedoch,

◀ Eine Ansicht des alten Schlosses Oberhausen, bevor es verfallen war und von der Stadt Oberhausen aufgekauft wurde. In unserem Bericht stehen dieses Schloß und seine Besitzer verschiedentlich im Mittelpunkt des Geschehens. Damals war der Grafenbusch ein wildreiches Jagdrevier und die Emscher voller Fische.



So sah der alte Oberhausener Bahnhof aus, kurz bevor er abgebrochen wurde. Das Eigenartige ist, daß die Stadt Oberhausen ihren Namen vom Bahnhof erhielt, und nicht, wie sonst üblich, der Bahnhof nach der Stadt benannt wurde. Ursprünglich war der Bahnhof eine Bretterbude mitten in der Heide.

was in diesem Schlosse, das früher eine Burg war, sich zugetragen hat, wissen sie nichts. Als am 22. März 1897, am Geburtstage Kaiser Wilhelm I., ein großer Fackelzug Oberhausener Bürger sich aus der Stadt zum Schloß bewegte, um im Schloßgarten an der Einweihung eines heute noch stehenden Gedenksteinnes teilzunehmen, erhielt der Park den Namen „Kaisergarten“. Als Kaisergarten ist er Tausenden von Oberhausenern bekannt. Die Väter und Mütter der heute lebenden Generation besuchten ihn an den Sonntagen mit Frau und Kind, mit Kinderwagen und Mundvorrat. Der Kaisergarten ist eine der seltsamsten aller Ausflugsstätten. Er liegt zwischen Bahnkörpern und Fabriken, zwischen dem Kanal und einer lärmenden Hauptverkehrsstraße. Noch immer freuen sich viele Oberhausener in jedem Sommer der leuchtenden Dahlien, des Weihers, der Schwäne und sogar der Nachtigallen, die im Mai hier schlagen und den Zementstaub vom Gefieder schütteln. Wie anders aber würden die Oberhausener dieses alte Schloß, in dem sich heute die Balken biegen und die Decken knistern, empfinden, sähen sie es in der aufregenden Lebendigkeit seiner Geschichte. Den Industrie-Großstadtmenschen wird oft das Heimatgefühl abgesprochen und tatsächlich fehlt es ihnen ganz natürlicherweise, denn dies Heimatgefühl ist in seiner Entstehung eng mit der Erinnerung verbunden. Aber wer von den Oberhausenern erinnert sich noch, daß die Emscher, die unweit des Schlosses träge und kloakenhaft dahinschleicht als Fließband der Abfallstoffe riesiger Fabriken, vor Jahrzehnten noch von Fischen wimmelte? Daß auf dem winterlich zugefrorenen Emscherbruch Hunderte von Schlittschuhläufern aus Osterfeld und Neu-Oberhausen bis nach Dellwig hin freie Bahn hatten? Daß Würstchenbuden auf dem Eis standen und Fackeln die abendliche Schlittschuhpartie der vielen Pärchen romantisch illuminierten? Daß mächtige Bürger und Industrielle unserer Stadt die Schiffbarmachung der Emscher ernstlich forderten und eine entsprechende Kommission (mit Unterschriftensammlung) gründeten, ehe der Rhein-Herne-Kanal entstand? Wer weiß überhaupt, daß von der Burg an der Emscher eine Kriegserklärung ausging an die Niederlande? Daß Osterfelds Pfarrer an St. Pankratius — die Pfarre ist fast tausend Jahre alt — entsetzt in dicken Büchern niederschrieb, wie sehr die lockere Hortense Riché auf Schloß Oberhausen die guten Sitten gefährdete? Sehen wir also zu, wie es mit diesem historischen Adelssitz Oberhaus eigentlich beschaffen war, ehe er seine Macht und Herrlichkeit an die neue Zeit, d. h. an die Industrie, abgeben mußte, bei der heute die meisten Oberhausener Familien auf Hütten, Zechen und Fabriken beschäftigt sind. Heimatgeschichtsforscher vergessen nie zu erwähnen, daß in alten Urkunden schon im Jahre 1220 ein Ritter von „Overhusa“ erwähnt wird. Aber sie wissen nicht, ob es sich da schon um einen Besitzer der Emscherburg Oberhus handelte. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts wird alles übersichtlich. Da sitzen



Ein Erbschaftsstreit brachte die Angehörigen der Oberhausener Familien von Hoven und von Lipperheiden gegeneinander. Ein Sohn der von Hovens aber löste das Problem auf natürlichem Wege: er heiratete eine Lipperheiden. Das war vor 300 Jahren. In der Petri-Kirche in Mülheim ruht Dietrich Lipperheiden zu Bermen neben seiner Frau Mechthilde. Unser Bild zeigt den Grabstein in der Mülheimer Petri-Kirche.



auf der Burg Oberhaus um 1600 herum Lehnsmannen des Herzogs von Kleve. Sie heißen von der Hoven. Und da ist gleich auch einer, der unsere Gegend in einem Schreiben an den Herzog charakterisiert: Robert von der Hoven, 1596 bittet er den Herzog von Kleve



Stern-Kreuz-Ordensdame Friederike Fürstin von Bretzenheim war die Gattin des Schlosserbauers Graf Max von Westerholt. Sie bestimmte mit ihrem Manne die Anlage des Parkes an Schloß Oberhausen. Von ihr heißt es: „Ein leuchtendes Bild jeder Tugend, gleich ausgezeichnet durch Weisheit und Frohsinn und Herzensgüte.“

um Entschuldigung, weil er noch nicht persönlich bei ihm vorsprechen und den Lehnseid leisten konnte. Grund: Die Reise von Oberhaus nach Kleve ist ihm zu riskant. „Die Streifereien und Durchzüge feindlicher Art sind so vielfältig und gefährlich, daß ich Oberhus nicht verlassen und die Reise nicht unternehmen kann ohne Gefahr.“

So der edle Ritter vor mehr als 350 Jahren. Oberhus muß ein sturmumwogtes Ritternest gewesen sein. Der Emscherübergang machte die Burg strategisch wichtig, und da es damals kaum ein Jahr ohne kriegerische Aktionen gab, war es am Burgkamin netter als draußen. Man erinnert sich bei diesem Brief, einem der ersten aller schriftlichen Dokumente des Schlosses Oberhausen, an den ersten aller Verwaltungsberichte der Gemeinde Oberhausen, 334 Jahre später. Da stellt der erste Oberhausener Bürgermeister Schwarz (heutige Schwarzstraße, an der das Rathaus liegt) kurz und kalt fest, daß die Lirich-Lipperner Heide „ein Domizil der Schnepfen und eine Stätte des Verbrechens“ ist.

Dies ist der Erbauer des späteren Schlosses Oberhausen, Max Graf Westerholt, geboren 3. 1. 1772, gestorben 19. 4. 1854. Hier trägt er die Tracht (Uniform) des Bayrischen St.-Georgs-Ordens, zu dessen Ritter er am 8. 12. 1794 geschlagen wurde. Unter anderem war er auch „Ritter der französischen Ehrenlegion“.

Ritter Robert macht uns auch gleich mit einer anderen Adelsfamilie bekannt, die im heutigen Oberhausen Spuren hinterlassen hat: mit den Lipperheiden. Aus Gerichtsakten läßt sich feststellen, daß Roberts Schwester, Catharina von der Hoven, einen Caspar von Lipperheiden geheiratet hat, der auf Haus Bermen (woran uns heute noch der Name „Bermensfeld“ erinnert) am Lipperheidebaum wohnte. Ein fetter Erbschaftsprozess war gegen 1600 im Gange, weil Onkel Robert von Burg Oberhaus seinen Schwager Caspar von Lipperheiden jun. zum Erben von Oberhaus bestimmt hatte. Ritter Robert war kinderlos geblieben. Als nun dieser Versuch, die beiden Herrensitze, die nur einen Katzensprung weit auseinanderlagen, unter einen Hut zu bringen, bei einem jüngeren Bruder Roberts, Dietrich von der Hoven, ruchbar wurde, alarmierte der seinen Schwiegersohn Conrad von Boenen (verheiratet mit Johanna von der Hoven, einer Schwesterlochter Roberts). Jahrelang hatten die Advokaten Freude an diesem zähen Erbschafts- und Familienstreit, der erst 1615 mit einem Vergleich endete. Dieser Erbfolgekrieg unter Verwandten, dem damals sich hinziehenden Dreißigjährigen Kriege parallellaufend, ist aus zwei Gründen lokalgeschichtlich besonders interessant. In dem Vergleichstext ist festgelegt, daß der adelige Sitz Oberhausen nach Roberts Tod „mit allem Drum und Dran, mit Schöfereien, Jagden, Fischereien (Emscher), mit der Trift in Sterkrade ohne Ausnahme an Conrad von Boenen und seine Erben“ geht. Oberhausen erhält also einen neuen Herrn, die von der Hoven weichen den von Boenen. Ferner erfährt man, daß die Lipperheiden (Caspar und seine Frau) ein „Haus zum Stein“ in Broich und den Adelssitz „Zur Heggen“ im Gerichtsbezirk Werden als Entschädigung erhalten. Es zeigt sich, daß die Herren des ganzen Gebietes, auf dem heute die Großstädte



Wilhelmine Karoline Reichsgräfin von Westerholt-Gysenberg, letzte Bewohnerin des Schlosses. Sie starb am 30. September 1858 auf Schloß Oberhausen. Die Gräfin machte sich einen Namen dadurch, daß sie die industrielle Entwicklung der Stadt förderte und weite Ländereien verkaufte zum Bau von Zechen und Hochöfen.

Oberhausen, Mülheim und Essen Millionen Menschen beherbergen, zu drei oder vier Familien gehörten, die entweder am Traualtar oder vor Gericht ihren Besitz sicherten und vergrößerten, sich gelegentlich auch umbrachten oder in einem wilden Lebenswandel voller Prunk und Vergnügen alles aufs Spielen setzten (so die Herren von Styrum).

(Fortsetzung auf Seite 265)



RUDOLF HAGELSTANGE*)

Fest der Liebe und des guten Willens

Drei Feste feiern wir in Deutschland, in der abendländischen Welt und darüber hinaus in vielen Ländern der Erde, die wie große Marksteine am Wege stehen, den das Jahr durchläuft.

Das erste, zusammenfallend mit dem Wiedererwachen der Natur, ist das der österlichen Auferstehung, ein Fest der Erneuerung. Pfingsten ist das zweite, ein heiteres Fest — „Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen“, so beginnt Goethe seinen „Reineke Fuchs“ — und zugleich ein Fest des Geistes, der die große Erneuerung aller Erscheinungen, die wir zu Ostern feiern, beseelen will. Das dritte aber, das Weihnachtsfest, fällt in die dunkelste Zeit des Jahres, da die Sonne, wenn sie überhaupt scheint, die Erde in schrägen und schwachen Strahlen trifft und sie nicht erwärmen kann. Meist hält Frost die Erde umklammert, und wenn es ganz nach unserem Herzen gehen soll, so deckt Schnee das weite Land und schenkt uns von dorthin wenigstens einen Teil des äußeren Glanzes, den der meist verhangene Himmel uns vorenthält. Aber — je weniger des äußeren Glanzes die Natur diesem Feste mitgeben kann, um so mehr empfängt es des Glanzes von innen, eines Glanzes, der jeden anderen übertrifft. So gern wir uns vielleicht mancher Oster- oder Pfingstfeste entsinnen mögen — was wir an wahrhaft unvergesslichen Eindrücken aus unserer Kindheit bis ins hohe Alter hinüber bewahren, gehört doch fast immer dem Kreis der Weihnachten an, die wir erlebten. Denn dieses Fest trifft uns nicht vor die Augen und blendet mit äußerem Glanz und duftenden Blumen. Es geht zu Herzen.

„Also hat Gott die Welt geliebt . . .“ so heißt es im Buch der Bücher, dort, wo von der Menschwerdung des göttlichen Kindes die Rede ist. Und damit ist der Grundakkord dieses Festes angeschlagen, der Liebe heißt. Es ist wahr, daß die Menschheit Jahrhunderte gebraucht hat, um das neue Mysterium der

Liebe überhaupt zu erothen. Von Herodes angefangen bis weit in die ersten Jahrhunderte hinein war diese ärmliche Geburt den meisten nur ein Anlaß zu Spott und Verachtung, zu Gewalttat und Haß. Der kalte Schluß, daß man Schwaches nicht lieben und schützen, sondern stürzen und vernichten müsse, hat sich ja bis in unsere Tage immer wieder zum Wort gemeldet. Und wie sehr auch die Erkenntnis des Menschen mit den Jahrhunderten gereift sein mag und wie fest sie in Gesetz und Regel verankert worden ist — immer wieder haben Unvermögen und Schwäche oder böser Wille dazu geführt, daß das göttliche Beispiel im alltäglichen Leben der Menschen und Völker mißachtet und übersehen wurde und daß einzelne wie Völker den Verrat an der Liebe mit Tränen und Elend bezahlen mußten. Und nichts als dieser Umstand zeigt besser und deutlicher, daß dieses anscheinend so primitive Gesetz, das uns da gegeben wurde, eines der schwersten und größten Gesetze ist, die dem Menschen je gegeben wurden. Denn es ist das Gesetz der Selbstentäußerung und der Selbstüberwindung. Denn nichts ist diesem Feste ferner als Macht und Gewalttat, Herrschsucht und Eigennützigkeit.

Dieses muß gesagt sein, weil es die Fundamente absteckt, auf denen sich — jenseits des moralischen und geistigen Entwurfes — das Gebäude unseres tätigen, alltäglichen Wirkens erheben muß, wenn unser Leben, über materiellen Nutzen hinaus, sich zu einer Wohnung entwickeln und gestalten soll, in der wir zu Hause und gern zu Hause sind, in der wir jenes persönliche Glück erlangen können, nach dem wir alle begehren. Denn ob wir Menschen höheren oder niederen Standes sind, ob wir mit den Gaben des Geistes oder der Fertigkeit unserer Hände das tägliche Brot verdienen — wir alle sitzen am Tische der Sehnsucht, und diese letzte, geheime Sehnsucht geht nach einem vorbehaltlosen, einfachen Ja zu dem Leben, das wir führen. Nach dem stillen Gleichgewicht unserer Tage, das wir, in der bescheidensten Auslegung dieses mißbrauchten und abgegriffenen Wortes, unser Glück nennen möchten.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Jahrhundert mit seinen ungeheuerlichen, wahrhaft umwälzenden technisch-materiellen Fortschritten weitaus mehr Menschen als je zuvor zu Lebensbedingungen verholfen hat, die rein äußerlich viele dem Ziele eines zufriedenen, gesicherten Daseins nahebrachten. Selbst unüberwindlich scheinende Krisen — wie z. B. der zweite Weltkrieg — hat dieser Fortschritt

in ungeahnter Schnelligkeit zu überwinden geholfen. Vor weiteren Zwischenfällen gesichert, würde die Menschheit mit unverbrauchtem Unternehmungsgeist auf dem Wege zu neuem Wohlstand fortschreiten. Ja, selbst in der anhaltenden Ungewißheit der weltpolitischen Lage von heute fährt sie fort, ihre Pläne zu schmieden und durch tagtäglichen Fleiß den Wankelmut der Politik zu beschämen und zu besserer Einsicht zu verpflichten. Aber bei aller Unermüdlichkeit des Schaffens und trotz allen „Gewinnen“ auf dem äußeren Felde des Existenzkampfes kommt in stillen Stunden, so wenige deren uns auch bleiben mögen, die mahnende Stimme in unserer Brust nicht zur Ruhe, die an das alte Wort erinnert: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden an seiner Seele erlittet?“ Und es gibt keinen Tag im Jahre, an dem wir besser und fruchtbarer über dieses Wort nachdenken könnten, als das Fest der Liebe. Denn von diesem Fest der Liebe allein kann uns eine Antwort gegeben werden auf diese uns alle bedrängende Frage.

Denn was diesen „Schaden der Seele“ angeht, den wir uns in wachen Stunden eingestehen und der unser ganzes Zeitalter kennzeichnet, so hängt er aufs engste mit den Bedingungen zusammen, unter denen wir Heutigen leben und arbeiten. Darin ist kein Vorwurf enthalten, sondern ein Sachverhalt ausgesprochen. Der biedere Handwerksmeister, der vor 150 Jahren mit der Feile einen Schlüssel herstellte, an dem er eine halbe Stunde oder länger arbeitete, hatte zweifellos ein innigeres Verhältnis zu dem Ergebnis seiner Arbeit und seiner Arbeit selbst als z. B. der Arbeiter, der ähnliche oder weit kompliziertere Gebilde in größerer Anzahl und in unvergleichlich kürzerer Zeit durch ertliche Handgriffe an der Maschine entstehen sieht. Der Reisende, der noch vor 100 Jahren mit dem Postwagen von Zürich nach Hamburg reiste, hatte ein tieferes und reicheres Verhältnis zu der durchreisten Landschaft und dem Erlebnis der Reise selbst als derjenige, der heute in 5 oder 6 Flugstunden die gleiche Entfernung überbrückt. Die ungleich einfachere Erreichbarkeit des Zieles scheint das Ziel selbst zu entwerfen. Aber so verständlich dies auch anmutet — es liegt in diesem Sachverhalt doch eine gewisse Armut des heutigen Menschen verborgen, die wir — aus sehr guten Gründen — vor allem eine Lieblosigkeit nennen möchten.

Unter ungeheuren Opfern, in hingebungsvollen Versuchen hat der Mensch Mittel und Wege gefunden, sein Los zu erleichtern, seine Bedürfnisse zu befriedigen, sein Alltägliches zu

*) Das vorliegende Weihnachtstext der Werkzeitung erhielt seine besondere, festliche Note durch eine Befragung über das Thema Weihnacht als das Fest der Liebe und des guten Willens, die von dem bekannten deutschen Lyriker Rudolf Hagelstange geschrieben wurde. Rudolf Hagelstange gehört zu der jüngeren Lyriker-Generation in Deutschland. Er ist 1912 in Nordhausen am Harz geboren, hat dann in Berlin Philosophie studiert und war bis 1939 als Feuilletonredakteur bei der Zeitung seiner Geburtsstadt tätig. Einem großen Kreis bekannt wurde er durch sein 1945 erschienen „Venezianisches Credo“, das er als Soldat in Italien geschrieben hatte. In den folgenden Jahren erschienen dann weitere Bände, so u. a. „Strom der Zeit“, „Meersburger Elegie“ und die „Ballade vom verschütteten Leben“. Das dichterische Schaffen von Rudolf Hagelstange fand seine äußere Anerkennung in der Verleihung mehrerer Literaturpreise und in der Aufnahme des Dichters in die deutsche Akademie für Sprache und Dichtung.



vervollkommen. Aber anstatt Ehrfurcht vor diesem Fortschritt zu empfinden, degradiert er ihn zur Selbstverständlichkeit, indem er die Tragweite aller Errungenschaften übersieht: das Gewohnte ist ihm allzu rasch zum „Gewöhnlichen“ geworden. Erst durch Kriege oder Katastrophen wird er wieder darüber belehrt, daß nichts selbstverständlich ist und gering, was sein Geist ersonnen hat und seine geübte Hand vollbringt. Nur die Not kann ihm heute noch ins Bewußtsein zurückrufen, daß dies alles, an dem er teilhat, durch seine „Vereinfachung“ nichts von seinem sachlichen Wert und seinem wunderbaren Charakter eingebüßt hat.

Denn: hat der Mensch sich schon die Maschine unterworfen, so bleibt ihm — will er nicht, daß diese ihn zum Sklaven mache — noch immer die entscheidende moralische Auseinandersetzung mit seiner Arbeitsweise. Je gleichförmiger, je un-wesentlicher ihm seine eigenen Handgriffe erscheinen mögen, je mehr ihm seine Arbeit vom schöpferischen Gestalten zum bloßen Tun herabgesunken zu sein scheint, um so mehr bedarf er einer klaren und fruchtbaren Einstellung zu diesem Tun, wenn er nicht zum seelenlos Schaffenden, zum Roboter werden will. Nicht nur das Ding, das unter seinen Händen — dem Anschein nach oft automatisch — entsteht —, vor allem er selbst braucht ja eine gewisse „Liebe“ zu seinem Schaffen, zu seinem Beruf, seinem Handwerk.

Er sollte sich sagen, daß das, was so einfach und selbstverständlich zu entstehen scheint, die Frucht unzähliger Erfahrungen und Versuche ist, die ihren Ursprung in dem gesunden uralten Instinkt der Arbeitsteilung hat. In früheren Zeiten war diese Arbeitsteilung noch wahrzunehmen: der Schmied schmiedete den Pflug, der Bauer führte ihn durchs Feld, säte und erntete, der Müller mahlte das Korn, der Bäcker buk das Brot. Heute, da Erfindergeist die allernächsten wie die entlegensten Bezirke unseres Lebens rationalisiert hat, vermögen wir das große Getriebe mit den hundert und aber hundert kleinen Rädchen nicht mehr zu übersehen. Als die ersten Flugversuche unternommen wurden, war alles primitiv, in seiner Anlage überschaubar, und es schien doch ein Wunder, den Kanal zu überfliegen. Heute scheint die Kabine eines Flugzeugführers, der einen Clipper über den Ozean steuert, eine technische Hexenküche, und das Armaturenbrett verblüfft den geschultesten Laien. Aber der Mensch hat sich daran gewöhnt, kaum noch Wunderbares daran zu finden, daß er Weltmeere in Stunden überquert. Der Arbeiter hat seinen Radioapparat und hört die Stationen der Welt. Er hat sein Motorrad und kann in seinem Urlaub Tausende von Kilometern in fremden Ländern zurücklegen. Er kann Geräte erwerben, die seiner Frau die häusliche Arbeit erleichtern. Und alles dies hat er doch nur der Arbeitsteilung zu verdanken und einer Intensivierung, die das Einfache vervielfachen und dadurch viele in den Genuß des „Einfachen“ bringen. Aber er

hält dies alles für selbstverständlich. Er hat weder ein klares und echtes Verhältnis zu seiner eigenen, oft monotonen Arbeit, noch scheint er sich bewußt zu sein, daß alles „Selbstverständliche“ seines erweiterten Lebensbereiches mit Opfern erkaufte wurde, die es kostbar und wertvoll machen. Und er scheint nicht zu erkennen, daß diese Entpersönlichung seiner Arbeit eben das Opfer ist, das er bringen muß, um an den Möglichkeiten und Schätzen der Welt teilzuhaben. Wenn er dies nicht erkennt und anerkennt, bringt er sich selbst um den tieferen Sinn seines Tuns, erniedrigt er sein Tagwerk vor sich selbst und wird ein fast blind und leblos funktionierender Teil einer Sache, wo er doch Mensch und Person zu sein begehrt. Er „erledigt“ sein Tagwerk ohne Liebe und leidet doch im stillen daran, und unversehens kann eine Gemeinschaft von Menschen darüber zu einer Schar von Robotern werden, die an ihrem Robotertum leiden, ohne es zu erkennen.

Dies alles muß nicht sein, aber es ist die große Gefahr, in der wir alle schweben und der wir erliegen könnten, wenn wir nicht die seelische Kraft aufbringen, der Versuchung zu widerstehen, die die hochentwickelte Apparatur der Technik auf uns ausüben kann und schon ausgeübt hat. In der Situation, in der wir uns befinden, ist es unerlässlich, daß wir alle seelischen Kräfte aufbieten, um als menschliche Wesen Schritt zu halten mit der rapiden Entwicklung des Technischen. Aber es scheint nur zu oft, daß wir die Eroberung des technischen Raumes mit dem Verlust großer „menschlicher Räume“ bezahlen wollen, anstatt den ebenso lohnenden wie notwendigen Versuch zu wagen, mit dem Neuen auch als Mensch Schritt zu halten. Der Bürger des 20. Jahrhunderts, so reich an technischen Möglichkeiten, scheint arm geworden an Liebe.

Es mag auf den ersten Blick befremdlich klingen, diese Dinge in Beziehung zu setzen zu einem Fest wie Weihnachten. Aber sie stehen in einem sehr engen Zusammenhang mit dem Grundbegriff der Liebe und berühren die Existenz des Menschen dort, wo er selber „seines Glückes Schmied“ sein kann. Denn alles, was wir unternehmen und versuchen, kann letztlich und auf Dauer für uns und andere doch nur Frucht tragen, wenn wir es im Geiste der Liebe unternehmen und versuchen. Es mag sein, daß der Eigennutz die Welt regiert. Aber beseelen kann sie allein die Liebe: die Liebe zur Sache, die Liebe zum Nächsten, die Liebe zu den unverrückbaren moralischen Idealen der Menschheit, wie Frieden, Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit. So schwer es im ersten Ansehen scheinen mag, im Zeitalter der Technik ein lebendiges Verhältnis zur Sache, d. h. zur Arbeit zu haben, so entscheidend ist dies für unser Dasein und unseren Alltag und die Früchte unserer Bemühungen. Es ist, selbst im bescheidensten Sinne des Wortes, nicht möglich, „glücklich“ zu sein, wenn man nicht Ja sagt zu dem, was man tut. Ja sagt — nicht allein aus Zweckmäßigkeits- oder Erwerbs-

gründen, sondern im Einverständnis mit sich selbst und seinem täglichen Tun.

Das zweite aber — neben der Liebe zur Sache — ist die Liebe zum Nächsten. Gewöhnlich verstehen wir darunter das liebevolle Verstehen, das Teilnehmen denen gegenüber, die wir als unsere Nächsten empfinden. Auf jeden Fall ist dies die gebräuchlichste Form der Nächstenliebe neben jener, die der einzelne oder Organisationen dort üben, wo Elend und Not auf Abhilfe warten.

In einem großen Werk jedoch gibt es noch eine besondere Art des Nächsten: denjenigen, der zu meiner Gemeinschaft gehört, der mit mir arbeitet und schafft. Gerade im Hinblick auf die Teilung der Arbeit ist der Angehörige eines großen Betriebes in einem besonderen Sinne der Nächste: er ist — wie in einer Stafette von Läufern — der nächste Mann, der den Stab — den von ihm verfertigten Teil z. B. — weiterreicht; wiederum zum „Nächsten“, daß dieser ihn weiterreiche und so fort. Wir wählen dieses Bild der Stafette, um das Leben, das in diesem Vorgang sich ausspricht, anzudeuten, und versagen uns, von dem so oft zitierten „Glied in der Kette“ zu sprechen. Denn hier steht ja nichts still, sondern alles bewegt sich. Die Kette aber ist ein toter Gegenstand.

Es mag sein, daß auch in diesem Falle der Schein glauben machen könnte, daß jeder unabhängig und mechanisch das Seine tun könne oder tue. Darum ist es gut, den Zusammenhang zu erkennen, der besteht, auch wenn die technische Apparatur ihn vielleicht dem leiblichen Auge verdeckt. Ob ich den Nebenmann, den Nächsten als solchen empfinde oder nicht — ich muß wissen: er ist es. Er trägt Verantwortung wie ich, der muß seine Fertigkeit haben wie ich die meine und — er ist ein Mensch wie ich. Und in jedem dieser drei Punkte ist er: mein Nächster. Von der Arbeit her, von der Verantwortung her, und von seinem unausrottbaren Wunsch her, ein Mensch zu sein mit seinem Recht, seiner Würde, seinen Tugenden und seinen Fehlern, seiner Freude und seinen Sorgen.

Das will nicht heißen, daß der Nächste unser Freund oder Vertrauter sein müsse. Wohl kann sich echte und dauernde Freundschaft bilden aus gemeinsamer Arbeit. Aber im Grunde ist Freundschaft eine Empfindung, die auf anderer Übereinstimmung beruht. Sie fordert ja auch im Letzten von uns kein „Opfer“: wir tun dem Freunde aus freien Stücken, aus Neigung das Gute; und selbst, wo Freundschaft Opfer verlangt, erscheinen sie uns selbstverständlich. Der Nächste aber, und vor allem der im Werk und Betrieb, ist auch uns erst recht unser Nächster, wenn wir keine Neigung zu ihm haben. Er kann uns menschlich gleichgültig, ja unsympathisch sein — wir haben ihn zu achten, zu respektieren, und je unvoreingenommener wir dies tun, um so besser wird es für uns sein, unsere Arbeit und die Gemeinschaft, in der wir leben. Das mag Überwindung

(Fortsetzung auf Seite 265)

Erinnerungen

Von Eugen Dickescheid, Eisenhütte



Weihnachten 1942. Der Lazarettzug rollt und rollt. Vielleicht sind wir die letzten, die als Verwundete dem Kessel von Stalingrad entkamen. Ich fürchte manchmal, daß alles nur ein Fiebertraum ist: vielleicht erwache ich gleich in einem elenden Erdloch, neben schwerverwundeten Kameraden mit durchgezeigten Verbänden, über uns das Toben des Trommelfeuers, mit dem wir tagelang eingedeckt worden waren seit die Russen gemerkt hatten, daß wir in der Falle saßen. Und nun in einem Bett mit weißem Laken und weichen Kissen. Das Tuckern der Räder des gutgefederten Schnellzuges, der ein fahrendes Sanatorium ist, erinnert mich: du bist noch einmal davongekommen. Es hat mich nicht so schwer erwischt, und darum kann ich so recht das Gefühl auskosten, gerettet zu sein aus einer Hölle, von der wir alle gedacht hatten, daß es aus ihr kein Entrinnen mehr geben würde.

Ich bin sehr müde, aber die Erinnerung an das, was hinter uns liegt, läßt mich keinen Schlaf finden. Ich blicke aus dem Fenster. Es ist Nacht, und der russische Himmel leuchtet in unendlicher Sternenpracht. Der Zug rast und rast. Aber wir werden lange brauchen, bis wir in Deutschland sind.

Nur alle drei, vier Stunden einmal wird gehalten; Kameraden werden auf Tragbahnen herausgetragen. Schwerverwundete, für die der Weg bis ins nächste Heimatlazarett zu weit wäre. Ich sehe in ein junges Gesicht unter einem durchbluteten Kopfverband. „Laßt mich im Zug“, bettelt er. „Du kommst auch noch nach Hause“, tröstet ihn eine Schwester.

Am nächsten Morgen — irgendwo auf einem gottverlassenen russischen Bahnhof steht der Zug — werden Tüten hereingebracht und Flaschen, und die Schwester stellt in unserem Wagen einen winzigen Tannenbaum auf. „Es ist doch Weihnachten“, sagt sie: „Hier sind Geschenke für Euch“.

Weihnachten. Ich hatte es ganz vergessen.

Weihnachten 1944. Frauenburg an der Kurland-Front. Daß sich die Russen gerade den Heiligabend für ihren Großangriff auf unsere Stellungen aussuchen mußten! Vorbei die Hoffnung auf eine ruhige Stunde im Unterstand, mit Kerzenschein, Weihnachtsliedern und Träumen vom Zuhause. Stalinorgeln hören sich anders an als Weihnachtsgesänge, und wenn man als Geschützführer an der Panzerabwehrkanone 7,5 steht, Entfernung schätzen und „Feuer frei!!!“ brüllen muß, gibt es keine Zeit zum Träumen. Und die T 34, die sich unheimlich brummend durch den hohen Schnee wühlen, lassen auch nicht gerade eine friedliche Stimmung aufkommen.

So war das an jenem Heiligabend. Einmal, nur eine Sekunde lang, als Leuchtspurmunition wie ein Feuerwerk des Todes durch das Dunkel zischt, dachte ich: wie lange ist das nun schon her, daß du an einem solchen Tage zu Hause den Weihnachtsbaum schmücktest. Mit glitzernden Sternen und blinkenden Kugeln. Alle in Weiß, weil die Eltern bunten Christbaumschmuck nicht mochten.

Ein Einschlag, dicht neben dem Geschütz. Hinlegen. Splitter pfeifen Millimeter am Kopf vorbei. Träumen ist lebensgefährlich...

Erst nach drei Tagen geben die Russen auf. Das Feld vor uns ist von Trichtern besät. Endlich Ruhe. Wir erhalten nachträglich die Weihnachtszulage: eine Flasche Schnaps und ein paar Päckchen Zigaretten. Und Post von zu Hause. Aber Weihnachten ist für uns lange vorbei...

Weihnachten 1946. In russischer Gefangenschaft in einem Torflager bei Riga. Der Schnee hat die Fenster unserer elenden Baracke fast vollständig zugedeckt. Ein bißchen Torf für den Ofen — Weihnachts-„Geschenk“ der Lagerwache — ist feucht und will nicht brennen. Wir hocken dicht beieinander, um nicht zu erfrieren. Die Knochen schmerzen von der Arbeit im nassen Torf. Wir haben schon 1 000 Kranke im Lager. Viele sind beim Torfstechen umgefallen. Vor Hunger. Es gibt täglich nur eine Schüssel mit heißem Wasser und ein paar Graupen darin. Suppe nennen sie das. Jemand hat eine Zigarette. Wer weiß, wo er die aufgetrieben hat. Sie wandert von Mund zu Mund. Es langt gerade zu einem Zug für jeden, dann ist sie alle. Niemand spricht von Weihnachten. Jeder kämpft mühsam die Erinnerung nieder. Nur jetzt nicht denken. Eine Wanze läuft über meinen Arm und hat es sehr eilig. Ich bin zu müde, sie abzuschütteln.

Weihnachten 1948. Immer noch im Lager. Wieder die klirrende Kälte draußen; und Bäume, die sich unter ihrer Schneelast biegen. Wir haben es jetzt etwas besser. Besser? Man hat uns versprochen, Weihnachten entlassen zu werden. Das war vor Wochen. Irgendetwas muß vorgegangen sein in der Welt, denn der russische Politoffizier hat uns erklärt, wir wären „ein politischer Faktor“ geworden, und darum könnten wir nicht nach Hause.

Über diesen Weihnachtsabend lastet Enttäuschung und Ungewißheit; und wieder wagt niemand, ein Weihnachtslied anzustimmen, um nicht das Heimweh unerträglich werden zu lassen. Wir sehen aneinander vorbei wie an Fremden. Jemand kommt und bringt uns etwas Brot. Aber niemand ißt.

Weihnachten 1953. Endlich wieder zu Hause. Ich habe unseren Christbaum geschmückt, mit blitzblanken weißen Kugeln. Keine bunte ist darunter. Genau wie damals. Meine Frau hat mir geholfen. Ja, ich habe geheiratet, ich freue mich auf die Augen, die mein Töchterchen Beatrix machen wird, wenn sie den Lichterbaum sieht. Wir haben vom Werk eine nette kleine Wohnung bekommen. Zweieinhalb Zimmer, mit Bad. In diesem Jahr haben wir Weihnachten zum ersten Male in unserem gemütlichen neuen Wohnzimmer zusammengesessen, nahe beim Ofen, versteht sich. Und niemand hat uns daran gehindert, zu träumen und glücklich zu sein.

Verfliegen sind die dunklen Bilder von einst.

Kriegsgefangene bitten: „Vergeßt uns nicht!“

Jeder von uns fühlt sich den noch nicht heimgekehrten deutschen Kriegsgefangenen verpflichtet. Indem wir ihnen helfen, ihre seelischen und körperlichen Kräfte zu erhalten, stärken wir das Band der Hoffnung, das sie mit der Heimat verbindet! Den Kriegsgefangenen und ihren wartenden Angehörigen beizustehen, ist daher selbstverständliche Pflicht aller. Sie zu erfüllen, entspricht der Anteilnahme unserer Herzen!

Darum: Gib für die „Kriegsgefangenenhilfe der Wohlfahrtsverbände!“

Deutsches Rotes Kreuz / Deutscher Caritasverband
Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene
Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt e. V.

Die Einzahlungen sind steuerabzugsfähig!

Sämtliche Banken, Sparkassen, Volksbanken, Ländliche Kreditgenossenschaften, Postscheckämter und Zentralkassen im Bundesgebiet und in West-Berlin nehmen Einzahlungen entgegen unter dem Stichwort: „Kriegsgefangenenhilfe der Wohlfahrtsverbände“ zugunsten der Konten

10.000 Bankverein Westdeutschland, Filiale Bonn; 33.500 Rhein-Ruhr-Bank, Fil. Bonn; 10.000 Rhein.-Westf. Bank, Fil. Bonn; 8.900 Bank für Gemeinwirtschaft AG., Düsseldorf; 800 Städt. Sparkasse, Bonn; 10.000 Volksbank, Bonn; 10.000 Rhein. Landesgenossenschaftskasse Bonn; 10 75 Postscheckamt Köln.

Mit dem Herzen denken

FORTSETZUNG DES ARTIKELS: FEST DER LIEBE UND DES GUTEN WILLENS

kosten, ja, es muß sie kosten — um so mehr zeichnet dies unser Handeln aus. Und gerade dann kann die menschliche Beziehung zum Nächsten am Arbeitsplatz ein wunderbarer Ersatz sein, ein Ausgleich, den zu versäumen oder zu verschmähen ebenso töricht wie unrecht wäre. Wer hat nicht in verzweifelter Lage — im Kriege, bei Katastrophen — die unbeschreibliche Tröstung und Stärkung erfahren, wenn in allem Unheil plötzlich die Blüte der Nächstenliebe, der Kameradschaft aufbrach! Wer hat nicht irgendwann einmal, der Härteste von uns, verspürt, wie dieses Übersichhinauswachsen in der Liebe und im Opfer uns selbst glücklich stimmt, wie das eigene Opfer uns nicht mehr als Opfer, sondern als Gewinn erscheint!

Der Alltag mag da wenig Gelegenheit geben zu solchem Gewinn, wenn alles seinen normalen Gang geht. Aber summieren sich im Laufe der Jahre bescheidene Spargroschen zu einem kleinen Vermögen, so summieren sich auch die kleinen menschlichen Akte der Nächstenliebe, der Kameradschaft im Laufe von Jahren zu einem kleinen Schatz des Vertrauens und des Selbstvertrauens und machen jeden reicher und glücklicher: denjenigen, der gibt, und den, der empfängt. Und wenn alle bereit sind, im Geiste echter Liebe zu geben, so werden alle zugleich empfangen, und ein unsichtbares, aber unzerreißbares Band wird sie verbinden.

Da ist es nicht so wesentlich, ob dieser größere, jener geringere Arbeit leistet oder Verantwortung trägt. Wo das Menschliche seine Ordnung hat, wird das Diensliche leicht zu meistern sein. Nachsicht schuldet der Vorgesetzte seinem Untergebenen ebenso wie umgekehrt. Schwächen und Fehler sind überall anzutreffen, und guter Wille ist ein unfehlbares Mittel, sie zu bekämpfen und auszugleichen. Aber eben: guter Wille.

In der Weihnachtsbotschaft heißt es „die eines guten Willens sind“. Da ist also nicht von Reichtum und Machtfülle und Glück die Rede — die Verheißung trifft alle, die guten Willens sind. Dieser gute Wille ist sozusagen die bescheidene, sachliche Formel für das, was wir Liebe nennen.

Wahrhaft guter Wille kann es dem Vorgesetzten leicht machen, ein Vorgesetzter zu sein, dem Untergebenen selbstverständlich, ein „Untergebener“ zu sein. „Recht“ kann man auch mit unbeteiligtem Herzen tun, „Gerechtigkeit“ üben kann man nicht ohne Liebe, ohne menschliches Verstehen und guten Willen. Je nüchterner und kälter uns die Sachwelt umgibt, um so wärmer und teilnehmender sollten wir als Menschen und Nächste miteinander umgehen — um unseres eigenen Glückes willen. Sozialleistungen haben ihren Sinn. Aber sie dürfen nicht den Sinn haben, an die Stelle einer menschlichen Beziehung einen Paragraphen oder eine Banknote zu setzen, um sich dadurch freizukaufen von Pflichten, die zwar nicht in Verträgen zu erfassen sind, aber ungeschrieben über jeder Gemeinschaft stehen müssen, die Dauer und Verlaß und Zukunft haben will. Die Bedürfnisse des einzelnen, soweit es seinen äußeren Kreis betrifft, mögen sich errechnen und testen lassen (und dergleichen tut man heute ja zum Überdruß) — das aber, was dem Menschen zu seinem inneren Frieden fehlt, entzieht sich den Tabellen und Statistiken. In dieser Frage muß der Mensch schöpferisch verfahren und „mit dem Herzen denken“. Nicht kühle Berechnung verhilft ihm da zu einem fruchtbaren Verhalten, sondern der Impuls des fühlenden Herzens. Wer gegen die zunehmende Vermaterialisierung unseres Zeitalters angehen will, soll nicht den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen. Dem Menschen kann nur der Mensch selbst helfen. Er bedarf dazu keiner außerordentlichen Mittel und auch keines übertriebenen Aufwandes: guter Wille — das ist der Preis, den die weihnachtliche Botschaft nennt für ein gutes Zusammenleben.

Es gibt eine wunderbare Erzählung, eine der schönsten Weihnachtserzählungen der Weltliteratur überhaupt, und sie stammt von dem Engländer Charles Dickens, der als einer der ersten die großen Gefahren eines allzu einseitig auf die Materie eingestellten Lebens erahnte. Diese Erzählung beschreibt den Weihnachtsabend eines hartherzigen, verknöcherten Geschäftsmannes, der weder für seine Verwandten, noch für seine Angestellten und schon gar nicht für die namenlose Armut in dieser Welt etwas übrig hat. Dem erscheinen drei Geister in der Heiligen Nacht: Der Geist seiner vergangenen Weihnachten, da ihm seine glückliche, liebevolle Kindheit vor Augen geführt wird; der Geist der gegenwärtigen Weihnacht, da ihm das Glück der anderen Menschen gezeigt wird, die zu lieben verstehen; und der Geist eines zukünftigen Weihnachten, da er sich selbst als verlassen, unbetraueten, weil ungeliebten Toten sehen muß. Und so, auf diesen drei Stufen des Erlebens, vollzieht sich seine wunderbare Läuterung. Als er vor seinem eigenen Grabe steht, ruft er aus: „Ich bin nicht mehr der Mensch, der ich ehemals war. Ich will ein anderer Mensch werden, als ich vor diesen Tagen war. Ich will Weihnachten in meinem Herzen ehren und versuchen, in sei-

nem Geiste zu leben.“ Der Geist der Liebe und des guten Willens reißt ihn vor seinem liebessamen Wege und dem drohenden trostlosen Ende zurück; er beginnt ein anderes Leben. Und im letzten Kapitel der Erzählung, das seine Wandlung beschreibt, erfährt er, der ewig Unzufriedene und Kalte, wie die Liebe, die er nun seinen Mitarbeitern, Verwandten und Unbekannten erweist, ihn selbst mit wunderbarer Wärme erfüllt, wie sie ihn glücklich macht und wie jede Handlung guten Willens beseligend auf ihn selbst zurückfällt.

Der alte Scrooge — so heißt der Geizhals — ist ein extremer Fall von Lieblosigkeit; eigentlich ein hoffnungsloser Fall. Wir aber, die wir nur lau und müde, gedankenlos und gleichgültig sind, haben es leichter als er, den Geist der Weihnacht in unser Herz einzulassen und seine Segnung zu erfahren. Hören wir den Ruf nach Liebe, der über der Geburt des Kindes schwebt, die wir nun feiern, und die Verheißung der himmlischen Geister, die uns Frieden zusagen um den Preis unseres guten Willens. Und tragen wir diesen Ruf — über die Feststunden hinaus — in unseren Alltag und versuchen wir, ein wenig mehr als bisher nach dem Gesetz der Liebe zu leben und zu wirken. Wir werden es an uns und den anderen erleben, wie stärkend die guten Taten der Liebe sein können. Denn — so sagt Dickens an einer Stelle seiner Erzählung — die guten Taten strömen noch aus der Wunde eines Toten hervor, um ewiges Leben in der Welt zu offenbaren.

Der Schlagbaum am Lipperheidebaum

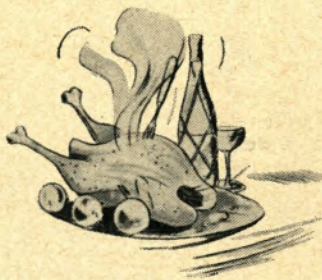
FORTSETZUNG DES HEIMATBERICHTES „WIE OBERHAUSEN ENTSTAND“

Mit Schmunzeln erfährt man auch aus alten Urkunden, daß die Söhne und Enkel besitzgieriger Greise über Verträge und alten Streit hinweg den uralten Weg der Liebe gingen, der freilich sehr oft mit klugen Berechnungen gepflastert war. So heiratete der dritte Sohn des Emscherburgbesitzers Conrad von Boenen, der 1659 das Haus Oberhausen geerbt hatte, doch noch eine Lipperheide, nämlich Anna Sophia, und vereinigte damit doch noch den Besitz Oberhaus mit dem Haus Bermen am Lipperheidebaum, um dessen Besitzrechte die Väter und Schwiegerväter noch 15 Jahre lang das klevische Gericht beschäftigt hatten.

Übrigens stammten die neuen Herren der Emscherburg Oberhausen, die von Boenen, aus Kettinghausen bei dem Dorfe Boenen im damaligen Amte Hamm. Die Familie war durch geschickte Heiraten sehr vermögend geworden, ihr Hauptsitz war das bekannte Haus Berge bei Buer. Wer als Oberhausener heute an der Petri-Kirche in Mülheim vorbeikommt — es ist die mit den alten Steinen, Schieferscharten und etwas schiefem Turm — der sollte hineingehen. Er findet dort das Grabmal des Herrn Dietrich von Lipperheide zu Bermen. Er ruht neben seiner geliebten Frau Mechthild. Vor 300 Jahren ritten die beiden noch durch den Grafenbusch, jagten

mit den von der Hoven und kassierten die Naturalabgaben der Halb-, Dreiviertel- und Vollbauern aus dem Dellwiger, Frintruper und teilweise auch heutigen Oberhausener Gebiet. Übrig blieb vom alten Glanz eigentlich nur ein Name, der jedem Oberhausener geläufig ist: Lipperheidebaum. Aber selbst dieser erinnert nicht mehr an Liebe, Streit und Familienkrach eines reichen Adelsgeschlechtes unserer Gegend, sondern nur noch an den Schlagbaum, der dort später niederging, wenn die Holzkohlenfuhrer und die Pferdewagen mit Eisentöpfen, Pfannen und Öfen der Hütten Antoni, Gute Hoffnung und Neu-Essen die Hoheitsgrenze passierten: Zoll- und Wegegebühren mußten den adeligen Herren gezahlt werden. Auch wer damals über die Emscherbrücke bei der Oberhausener Burg ging oder fuhr, entrichtete den Herren von Oberhaus in Form von Brückengeld seinen Tribut.

Die späteren sog. „Schlotbarone“ waren, genau gesehen, Waisenknaben gegenüber den adeligen Herren, die den Köftern, Bauern und Handwerkern als Großgrundbesitzer und Verfügungsberechtigte über Leib und Leben die Lebensbedingungen diktieren. Es waren, vom Heute her gesehen, unmenschliche Bedingungen. (Weitere Berichte in den nächsten Ausgaben.)



Auch das gehört in ein Weihnachtsheft

Nichts ist schwerer zu erfragen,
als eine Reihe von guten Tagen.

Wie wahr dieser kleine Vers ist, erfahren wir wohl alle am Weihnachtsfest. Jeder Arzt, der einmal während dieser Tage Bereitschaftsdienst hatte, kann ein Lied von verdorbenen Mägen singen — oder gar eine ganze Doktorarbeit schreiben. Die Hausfrauen haben schon lange vor dem Fest Plätzchen und Weihnachtsstollen gebacken, um Weihnachten auch zu einem

Fest der leiblichen Genüsse zu machen. Und wenn erst der liebliche Duft des Festtagsbratens durch die Räume zieht und uns das Wasser im Munde zusammenläuft, können da die armen Magenkranken wider- und beiseite stehen? Trotz der großen Versuchung rate ich, vorsichtig zu sein und vor allem die verordneten Medikamente gerade in diesen Tagen zu nehmen. Wer nun aber meint, sein Magen sei gegen alle Belastungen gefeit, trinke nach dem Essen doch einen Kognak oder Magenbitter, die ja in diesen Tagen wohl in keinem Haushalt fehlen. Der Magen wird es ihm danken, und es kostet ja wohl keine große Überwindung. Wenn nun aber der knusprige Festtagsbraten auf dem Tisch steht, wer kann da trotz allen Ermahnungen maßhalten und hart bleiben? Ich auch nicht.

Dr. med. Karl-Heinz Eickelkamp, Werksarzt

Das Haus ist niemals voll

EINE BESINNliche WEIHNACHTSGESCHICHTE FÜR UNSERE FRAUEN

von Pearl S. Buck

Der bittere Geschmack eines Weihnachtsfestes vor vielen Jahren ist wieder in meinem Munde. Ich war damals zwölf. Wir lebten in einer reichen Gegend Chinas in der Nähe einer großen blühenden Stadt, da, wo der Kaiserkanal in den Jangtse mündet. Der Reichtum der Provinz zog von Zeit zu Zeit Schwärme von Hungrigen aus dem Norden an, aus der Region, die immer wieder von den Fluten des Gelben Flusses überschwemmt wurde, wie das auch jetzt wieder geschehen war. Sie kamen wenige Wochen vor Weihnachten. Der Strom von Tausenden und Zehntausenden schwoll an zu Hunderttausenden. Unser Haus war, wie alle anderen, mit einer schützenden Mauer umgeben. Die festen Tore an Vorder- und Rückseite waren in ruhigen Zeiten tagsüber unverschlossen, jetzt aber waren die schweren Riegel vorgeschoben; obgleich meine Eltern Tag und Nacht in Gemeinschaft mit anderen Helfern — Buddhisten und Taoisten, Katholiken und Protestanten — bemüht waren, den Hunger zu lindern, der täglich Hunderte von Todesopfern forderte, genügte das nicht.

Jeden Morgen trug man vor unserem Tor die Toten der Nacht fort, so wie sie Morgen um Morgen von allen Haustoren der Stadt fortgebracht werden mußten. Sie kamen, um zu betteln, schlugen mit letzter Kraft an das verschlossene Tor und starben dort. Wir wagten nicht zu öffnen — niemand wagte es, ein Haustor zu öffnen, denn die Hungernden wären in das Haus eingefallen wie Heuschrecken in ein Weizenfeld. Das Weihnachtsfest rückte näher — trotz der Todesnot der Menschen. Eine Woche vor Weihnachten, ich erinnere mich noch genau, fragte ich meine Mutter: „Mama, haben wir dieses Jahr keinen Baum?“

Meine Mutter war tief erschöpft und sah nicht einmal auf. Sie stand an dem großen Kachelherd in der Gesindeküche, auf dem die Kessel mit heißem Reisbrei dampften.

„Was für einen Baum?“ fragte sie. Ihr Blick war leer. Ich fand keine Antwort. In der Frage der Mutter lag das ganze Grauen jener Tage. Sie hatte vergessen, daß Weihnachten war! Weinend ging ich fort. Meine Welt war zerbrochen. Ich hatte das Leiden gesehen, und damit hatte sich mein Leben gewandelt. Ich hatte wohl begriffen, daß keiner sein Leben auf Erden so ohne weiteres dahinleben konnte, wenn irgendwo Menschen Hunger litten.

Es gab also keinen Baum in jenem Jahr, keine Gaben, kein festliches Essen. Der Weihnachtstag verlief wie alle Tage zuvor und danach, und doch war er anders als all diese Tage. Inmitten der Sterbenden, die vor den Türen lagen, wurde ein Kindchen geboren. Es war wie mit jenem anderen Kind von Bethlehem, dessen Mutter „es in eine Krippe legte, denn sie hatten keinen Raum in der Herberge“; meine Mutter führte die junge Mutter ins Haus, und das Kind kam bei uns zur Welt. Es starb wenige Minuten nach der Geburt. Auch die junge Mutter konnte nicht leben. Wo sich der Vater aufhielt, wußten wir nicht, niemand kannte ihren Namen. Wir begruben die Namenlosen auf dem christlichen Friedhof.

„Das ist ja nicht auszudenken!“ haben manche gesagt, denen ich die Geschichte erzählte. Ich dagegen habe noch nicht gelernt, nicht daran zu denken. Ich kann es nicht vergessen. Auch heute, da ich in meiner Heimat das Fest der Freude und des Wunders feierte, denke ich an die beiden, Mutter und Kind waren keine Bettler. Sie waren kein Abschaum, kein Diebesgesindel. Es waren ganz einfache Menschen, die nicht wußten, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten. Während andere aßen, hungernten sie ohne eigene Schuld. Sie hätten ge-

speist werden können — alle ihresgleichen könnten gespeist werden. Die Erde verfügt über unausgeschöpfte Schätze von Nahrung; wir haben nur noch nicht den ernsthaften Versuch gemacht, die Hungrigen zu speisen.

In den fünfzehn Jahren, die ich in diesem Bauernhaus verbracht habe, das mehr als irgendein anderes Fleckchen Erde zur Heimat für mich geworden ist, habe ich von Zeit zu Zeit Briefe von Unbekannten erhalten, in denen ich gebeten wurde, für ein heimatloses Kind ein Heim zu suchen. Es war wieder einmal Weihnachtszeit, und wir erhielten wieder einen solchen Brief, in dem uns von einem Kind berichtet wurde, dessen Vater Asiate, dessen Mutter aber Amerikanerin war: ein Bürschlein von knapp fünfzehn Monaten, mit brauner Haut, großen, schwarzen Augen und schwarzem Kraushaar.

Wir hatten unsere Familie für vollzählig gehalten. Die Kinder wuchsen heran, und wir fanden, das Haus sei komplett. Heute weiß ich, daß ein Haus nie so voll ist, wie man glaubt.

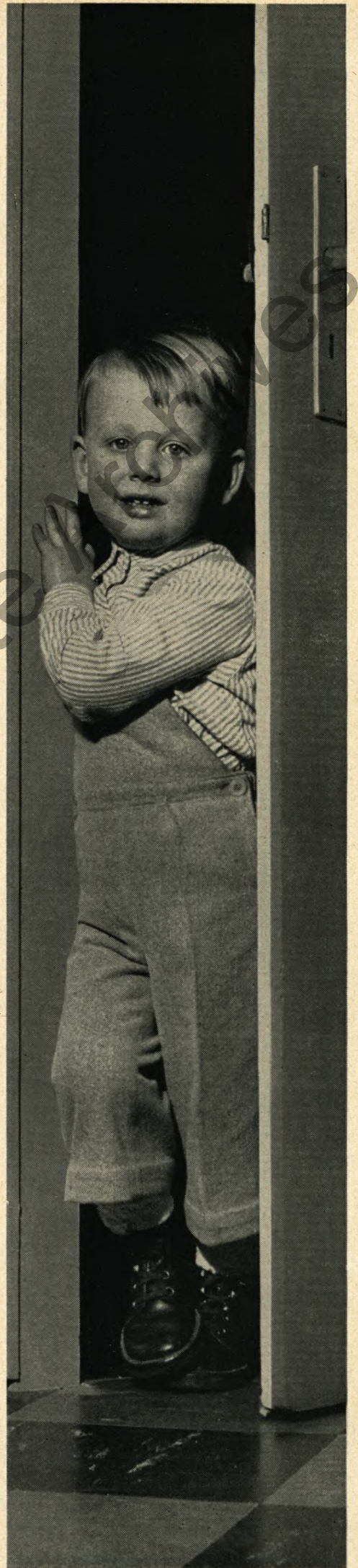
Ich las den Kindern den Brief vor. Ich sagte ihnen klipp und klar, daß das Kind in ein Waisenhaus für Farbige gebracht werden mußte, wenn sich niemand bereit finde, es zu adoptieren. „Was ist zu tun?“ fragte ich die Kinder. Nachdenkliches Schweigen war die Antwort. „Was ist zu tun?“ fragte ich den Herrn des Hauses. „Ich meine, daß wir es auf keinen Fall dem Waisenhaus überlassen dürfen“, sagte er. Es roch schon im ganzen Haus nach Weihnachten. Der Weihnachtsbaum war auf eigenem Grund gefällt, und unter den Betten lagen die Pakete mit den Geschenken. Stechpalmen schmückten das Kaminsims.

Konnten wir noch ein weiteres Kind annehmen? ...

„Wir müssen unserem Gewissen folgen“, sagte der Vater. Und abends schlüpfte unsere Kleine, mein blauäugiges, braunhaariges Töchterchen zu mir ins Zimmer. „Mama, wir müssen das Kindchen zu uns nehmen, sonst hab' ich keine Freude an Weihnachten“, sagte sie.

Und so schrieb ich denn mit Billigung der ganzen Familie den Brief, der den Kleinen zu uns führte. Ein winziges dunkles Geschöpf, das uns mitten in der Nacht von freundlichen Fremden übergeben wurde, die eilends wieder gingen und es zurückließen, ein schweigendes Häufchen Elend, mit weit aufgerissenen Augen und einem Däumchen, das im Mund festgewachsen schien. Ich zog dem Kind Mantel und Mützchen aus und hielt es lange schweigend auf dem Schoß. Es weinte nicht, sprach aber auch nicht. Wie ein kleines, zu Tode erschrockenes Tier lag es in meinem Arm.

Ich trug den Kleinen hinauf ins Schlafzimmer, zog ihn aus, wusch ihn und legte ihn in das Kinderbettchen, das wir für ihn vom Dachboden geholt hatten. Noch immer schwieg er und ließ die dunklen Augen von einem zum anderen wandern, noch immer steckte das Däumchen im Mund. Als schließlich alles schlafen gegangen war, saß ich allein am Bettchen. Ich ließ das Licht hinter einem Schirm brennen, damit er mich sehen konnte und nicht in der Dunkelheit liegen mußte, und sang ihm allerlei Liedchen vor. Ein- oder zweimal fing er ganz leise zu schluchzen an, und schließlich streckte er das freie Händchen aus; ich nahm es und hielt es, und nach langer, langer Zeit schlief er ein. Und der Stachel, den die chinesische Mutter und ihr Kind, die nun schon so lange zu Staub geworden waren, in meinem Herzen hinterlassen hatten, verlor etwas von seiner Pein.



FÜR UNSERE KLEINEN LESER

WALDWEIHNACHT DER KINDER

MIT ORIGINALSCHERENSCHNITTEN
VON LILO PANNWITZ-OETTERER

Der Himmel war grau verhangen. Dicke Wolken, schwer und rund, hingen über dem kleinen Häuschen am Waldesrand. Drinnen saßen Peter und Anna, drückten ihre kleinen Nasen an die gefrorenen, winzigen Scheiben des einzigen Fensters und schauten durch kreisrunde Löcher, die sie mit ihrem Atem geblasen hatten. „Du, Anna, heute wird's wohl nichts mit unserem Tannenbäumchen, das wir im Wald suchen sollen. Es wird gleich zu schneien beginnen...“

„Ja, wenn ihr aber heute nicht geht, Kinder, dann hat's keinen Sinn mehr, die Zeit ist schon weit, bald ist doch heilige Nacht!“ Mutter Grete, die eben mit einem Scheffel Wasser durch die Tür trat, ging zu ihren Kindern. „Ihr müßt nur schnell machen, sobald kommt der Schnee ja nicht...“

„Ja, Mutter, ich freu mich schon so auf das Christkind. Komm Peter, laß uns gehen. Wo ist mein Tuch...?“ Schnell lief Anna über den weißgescheuerten Fußboden der Küche des Waldhäuschens. Peter schlüpfte in seine Winterstiefel, nahm die Kiepe für Tannenzweige und Zapfen aus der Ecke, sein Schwesterchen an die Hand, und dann liefen beide hinaus, in den frostklirrenden Tag...

Huh! Wie pfliff der Wind. Anna drückte sich ganz fest an ihr Brüderchen. Peter legte seinen kleinen Arm um sie, und so schritten sie immer tiefer in den Wald. Obwohl es noch früh war, breitete schon Frau Nacht ihr erstes, graues Tuch über die Erde, die Dämmerung. Unmerklich, wie ein zarter Schleier, der die Sicht behindert, flatterte er auch über die beiden, die eifrig im hohen Wald Umschau nach einem kleinen Bäumchen für den Weihnachtsabend hielten. „Hallo, Peter, wo bist Du?! Ich sehe dich gar nicht mehr.“ Hell und laut klang das dünne Stimmchen von Anna durch den Wald.

„Ich komme ja schon. Hier bin ich.“ Fest packte Peter sein Schwesterchen an die rotgefrorene Hand. „Wir dürfen nun nicht mehr so weit auseinandergehen. Schau, ich habe meinen Korb schon fast gefüllt mit Tannenzweigen. Damit können wir unsere Stube schön ausschmücken. Auch Tannenzapfen sind unten in der Kiepe. Sie knacken so laut im Feuer und heizen gut...“

Als die beiden nun Hand in Hand weiter durch den großen Wald gingen, überall und hinter jedem Strauch nach einer kleinen Tanne suchend, da zog Peter Schwester Anna plötzlich an ihrem großen wollenen Tuch: „Du, sieh doch 'mal, ich habe eine große Schneeflocke auf meiner Nasenspitze. Es beginnt zu schneien und auch finsteter ist es schon geworden. Sollen wir nicht doch lieber morgen weiter nach unserem Tannenbäumchen suchen?“

„Ach, du wirst doch wohl nicht Angst bekommen. Gleich sind wir mitten im Wald, da finden wir bestimmt unser Bäumchen...“

Immer weiter und tiefer gingen die beiden auf dem schmalen Waldweg. Dichter fielen die Flocken. Peter hatte schon eine weiße Schneemütze auf seinem schwarzen Haar. Längst hatten sie es aufgegeben, nach links und rechts zu laufen, um ein Bäumchen am Wegesrand zu entdecken. Anna achtete nur darauf, den Weg zu behalten. Aber inzwischen hatte der Himmel und die dicken aufgeplusterten Wolken soviel Schneeflocken ausgeschüttet, daß über der Walderde ein weißes, weiches Tuch gebreitet war, das alles gleich machte und keinen Weg mehr erkennen ließ. Peter drückte sich zitternd und frierend an sein Schwesterchen. „Hier, nimm mein Tuch, ich brauche es nicht“, freundlich und behutsam legte Anna ihren Schal um das Brüderchen.

„Da, was ist das?!“ Peter streckte seinen kleinen, blaufrorenen Finger aus und wies auf den Korb, den er abgestellt hatte. Laut krächzend und mit seinen schwarzen Flügeln schlagend hockte ein Rabe auf dem Rand der Kiepe. „Was will der denn von uns? Ob der wohl Hunger hat, weil er so schreit?“ Peter ging langsam auf den großen Vogel zu. Der hob sein Gefieder und hüpfte in den Schnee. Und immer, wenn Peter stehen blieb, hielt auch er an. Und jedesmal dann, wenn der Knabe auf ihn zukam, trippelte er ein Stückchen weiter.

„Du, Anna, ich glaube...“ Peter wollte etwas sagen und drehte sich zu seinem Schwesterchen um. Ihm blieb das Wort im Halse stek-



ken. Was war denn mit Anna los? Die war ja so weiß im Gesicht. Und Tränen rollten ihr über die Wangen. Das Köpfchen war traurig gesenkt, und plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte: „Wir finden den Weg nicht mehr. Ich weiß nicht, wo wir sind. Ach, wären wir doch daheim geblieben!“

Als Peter sah, daß Anna den Mut verloren hatte, wurde auch er ängstlich, lief auf sie zu, schluchzte laut auf und barg seinen Kopf in den weiten Falten von Annas Rock. „Ja, was sollen wir denn nun machen. Kann uns denn niemand helfen?!“ Und als Peter fragend sein tränenüberströmtes Gesicht zu seiner Schwester hob, fiel sein Blick auf den Raben, der immer noch krächzend auf und ab hinkte.

„Du Anna, der Vogel ist ja krank. Sieh doch, er hinkt auf einem Beinchen. Komm, wir wollen ihm helfen!“ Auch Anna war aufmerksam geworden. „Ja, Peter, machen wir den Vogel gesund. Wir werden schon wieder heimfinden. Und dann bleibt der Rabe bei uns, bis er fliegen kann.“ Peter ging auf den krächzenden Vogel zu, streckte die Hände aus, um ihn zu fangen. Aber das ging gar nicht so schnell. Das Tier hüpfte weiter, lauter kleine zarte Spuren in den Schnee drückend...

Peter folgte ihm so schnell er nur konnte. Anna aber hatte sich die Tränen abgewischt, den Korb geschultert und ging dem Brüderchen nach. Beide hatten ganz vergessen, daß sie froren und Hunger hatten. Sie dachten nicht daran, daß sie den Weg nicht mehr fanden. Nur helfen wollten sie.

So fiel ihnen auch nicht auf, daß es tiefer in das Dickicht ging. Die harten Büsche rissen zornig an Annas langem Rock. Doch sie achtete nicht darauf.



„Ich weiß nicht, was mit dem Vogel los ist. Er braucht doch keine Angst zu haben. Wir wollen ihm doch helfen.“ Peter blieb stehen, um einmal tief Atem zu holen. Als er die Luft wegblies, lag eine graue Wolke vor seinem Mund. „Komm, gehen wir weiter!“ Anna zog Peterchen mit. „Einmal wird er doch Zutrauen bekommen.“

Jetzt waren sie zu dritt. Und sie waren noch gar nicht lange gegangen, da, mit einem Male hellte es sich vor ihnen auf. Peter, der noch immer hinter dem Raben herlief, rief seiner Schwester zu: „Anna, wie kommt es nur, daß die Dunkelheit schwindet. Es muß doch schon spät sein, und die Nacht ist seit langem hereingebrochen.“

Aber ehe Anna noch eine Antwort geben konnte, entdeckten beide zur gleichen Zeit viele Tiere, auf die der Rabe plötzlich sehr behende zulief. Dicht um eine große, schlanke Tanne standen sie: die Eule, die Meise, das Rehlein und einige Häschen. Anna und Peter konnten nur staunen. Aber verstehen würden sie die Tiere wohl nie.

„Was wird der Rabe denn nun erzählen, ob die Tiere böse sind, weil wir den armen Vogel so gejagt haben? Aber wir wollten doch nur helfen!“

Da, erst ganz von ferne drang ein wunderbares Klingen durch den Wald. Glocken läuteten. Weihnachtsglocken. „Aber das kann doch nicht sein. So lange sind wir nicht unterwegs gewesen. Was wird nur Mutter sagen. Sie weint gewiß und macht sich Sorgen.“

Anna und Peter lauschten den Glocken. Und nun, als ihr fröhliches Singen und Rufen deutlicher und heller zu ihnen drang, hörten sie, wie sich die Tiere unterhielten. Sie konnten mit einem Male die Sprache der Tiere verstehen. Der Rabe erzählte den aufmerksam lauschenden Tieren, wie Peter und Anna ihm hätten helfen wollen, obwohl sie den Weg verloren hatten und traurig waren.

„Zur Belohnung sollen sie nun auch unsere Waldweihnacht mitfeiern dürfen“, sagte die Eule. „Kommt, Kinder, bei uns ist es warm und zu essen haben wir auch. Kommt freut euch mit uns!“

Und als nun die fröhliche Schar das Weihnachtslied von der stillen, heiligen Nacht anstimmte, breitete sich über sie ein goldener Schimmer. Ein Englein in weißem, besticktem Kleid schwebte zu ihnen nieder, steckte Kerzen auf die Tanne und ließ die Lichtlein auf-flammen.

„Seht ihr lieben Kinder“, sagte das Englein mit zarter Stimme, „nun dürft ihr einmal eine Waldweihnacht erleben. Die erste Waldweihnacht der Tiere, die von Menschenaugen je gesehen wurde. Aber weil ihr dem armen Raben habt helfen wollen, will ich euch reich beschenken und wieder zu eurer Mutter bringen. Vorher sollt ihr aber noch erfahren, daß der schlaue Rabe euch nur prüfen wollte. Er war gar nicht krank. Darum ließ er sich auch nicht fangen. Aber zur Waldweihnacht der Tiere hat er euch gebracht. Und das ist die schönste Belohnung für euch.“

Und ehe die beiden sich versahen, hatte das Englein eine wunderschöne zierliche Tanne in seinen Händchen, zeigte sie ihnen und sagte, „die bringt ihr eurer Mutter mit heim. Mit vielen Geschenken von der Waldweihnacht der Tiere.“

Und das Englein brachte Anna und Peter bis zum Waldesrand, dicht vor das kleine Häuschen ihrer Mutter.



Unsere Weihnachts-Bücherkiste

Wer liest — lebt doppelt . . . , sagt ein Werbespruch des Buchhandels. Aber es liegt eine tiefe Weisheit hierin: Bücher sind Freunde! Daher wollen wir auch in der Weihnachtsausgabe nicht darauf verzichten, unseren Lesern Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt vorzustellen, die allesamt in der Werksbücherei ausgeliehen werden können. In kunterbunter Reihenfolge haben wir hier einige davon aufgeführt.



Christine Brückner: ...ehe die Spuren verwehen." C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 332 S.

Im Romanpreisausschreiben des Bertelsmann Verlages wurde Christine Brückners Erstlingsroman mit dem ersten Preis ausgezeichnet: Ein Sparkassendirektor überfährt eine junge Frau, die sofort tot ist. Er ist unschuldig. Wählte sie den Freitod? Der sonst nüchterne Zahlenmensch wird mit seinem Gewissen nicht fertig, so geht er dem Lebensschicksal der Toten nach, in das er eindringt, wie in ein zweites Ich.

Erich Landgrebe: In sieben Tagen. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 256 Seiten.

Ebenfalls ein Buch aus dem Bertelsmann-Romanpreisausschreiben (zweiter Preis). Der Verfasser, den Literaturfreunden kein Unbekannter mehr, schildert in diesem Helmkehrer-Roman, wie der PoW 16-6-53 ohne Hoffnung vor den Ruinen seines Lebens steht und in sieben Tagen (anklingend an die sieben Tage der Schöpfung) eine innere Wandlung zum Guten erfährt.

Louis Bromfield: Das Leben der Lily Shane. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart, 347 S.

Was für ein ungewöhnlich begabter Beobachter Bromfield ist, beweist er wieder einmal mit seiner „Lily Shane“. Es ist eine fesselnde Gesellschaftsstudie der Welt vor dem ersten Weltkrieg. Die Schilderung der sozialen Entwicklung in Amerika und des Krieges in Europa bilden den Hintergrund, vor dem sich das Bild einer jungen Frau, der Lily Shane, klar abhebt.

Joachim Ringelnatz: ... und auf einmal steht es neben dir. Karl H. Henssel Verlag, Berlin, 522 S.

Hier werden erstmalig Ringelnatz' Gedichte (1934 gestorben) in einem Sammelband herausgebracht. Von den Turngedichten über die Kuttel-Daddeldu-Gesänge bis zu den rein lyrischen Gedichten ist alles vertreten, voll Hellekeit und ingrinniger Ironie. Ein Buch, das den Humor, den Ringelnatz seinen Weggenossen schenkte, auch der jungen Generation zugänglich macht. Nur so lernt man Ringelnatz kennen und lieben.

Philip Young: Ernest Hemingway. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, 200 S.

Gerade rechtzeitig zur Verleihung des Nobelpreises an Hemingway ist die Hemingway-Biographie des Amerikaners Philip Young erschienen. Die überaus gründliche Studie ist so etwas wie ein Führer durch das Leben und die Werke des großen Erzählers, Abenteurers und Jägers. Youngs Buch ist die erste Hemingway-Biographie dieses Umfangs, die in deutscher Sprache jetzt erscheint. Sie ist ein Schlüssel zum Menschen Hemingway.

Ruth Park: Blutorangen zweite Wahl. Carl Schönemann Verlag, Bremen, 407 S.

Herzerfrischend zu lesen, unsentimental, und doch voll tiefen Ernstes, so schildert Ruth Park die Familie Darcy, Sydney-Surry-Hills, Plymouth-Street 12 1/2. Bei den Darcys hat die Verfasserin gewohnt, daher kennt sie das kleinbürgerliche Milieu aus dem Effek. Das Buch wurde zu einem Welterfolg und bereits in elf Sprachen übersetzt. Es ist ein Roman, der anspricht und bestimmt recht gerne gelesen wird.



Michel Gordey: Visum nach Moskau. Verlag der Frankfurter Heft, 1954, 458 S.

Kaum einer ist so berufen wie der Verfasser dieses Buches, zu den Verhältnissen in der Sowjetunion Stellung zu nehmen. Michel Gordey, französischer Journalist, wurde in Moskau geboren und beherrscht so die russische Sprache von Jugend auf. Seinem Tatsachenbericht „Visum nach Moskau“ liegen Eindrücke einer Reise zugrunde, die er im Frühjahr 1950 durch die Sowjetunion unternahm. Sein Buch ist ein Erlebnisbericht.

Francis Williams: Das Englische Experiment. Nest-Verlag, Nürnberg, 427 S.

Was in England in den letzten Jahren geschah, ist dem Außenstehenden vielfach unverständlich. Warum z. B. schickte das englische Volk nach Kriegsende einen Mann wie Churchill in die Wüste? Williams, ehemals Chefredakteur des „Daily Herald“, Sekretär Attlees und während des zweiten Weltkrieges Leiter des Informationsministeriums, beantwortet ähnliche Fragen mit verblüffender Objektivität.

Joachim G. Leithäuser: Die zweite Schöpfung der Welt. Safari-Verlag, Berlin, 420 S.

Die zweite Schöpfung, von der hier die Rede ist, ist die Geschichte der großen technischen Erfindungen (mit 120 Fotos und zeitgenössischen Darstellungen), praktisch eine Kultur- und Wissenschaftsgeschichte der vergangenen zweieinhalbtausend Jahre. Es ist kein Lehrbuch, sondern will nach dem Verfasser demjenigen, der es liest, die technische Welt unter anderem Verständnis als bisher nahebringen.

Jakob Wassermann: Der Fall Maurizius. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 488 S.

Der Fall Maurizius basiert auf einem authentischen Mordprozeß, in dem der Rechtsanwalt Karl Hau 1907 in Karlsruhe wegen Mordes an seiner Schwiegermutter zum Tode verurteilt und später zu lebenslanglichem Zuchthaus begnadigt wurde. Der Roman schildert die Geschichte eines verhängnisvollen Justizirrtums und ist eine Anklage gegen eine seelenlose Justizmaschine.

William Faulkner: Die Unbesiegten. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart, 275 S.

Wie in dem weltbekannten Roman „Griff in den Staub“ und dem schon früher hier besprochenen Buch Faulkners „Das verworfene Erbe“ (vgl. Heft 3/54) steht im Mittelpunkt eine Knebenfigur. Vielleicht ist es die am verständlichsten geschriebene Erzählung des in seiner Ausdrucksweise sonst nicht immer einfachen Amerikaners. Den Rahmen gibt der amerikanische Bürgerkrieg von 1861/65 ab.

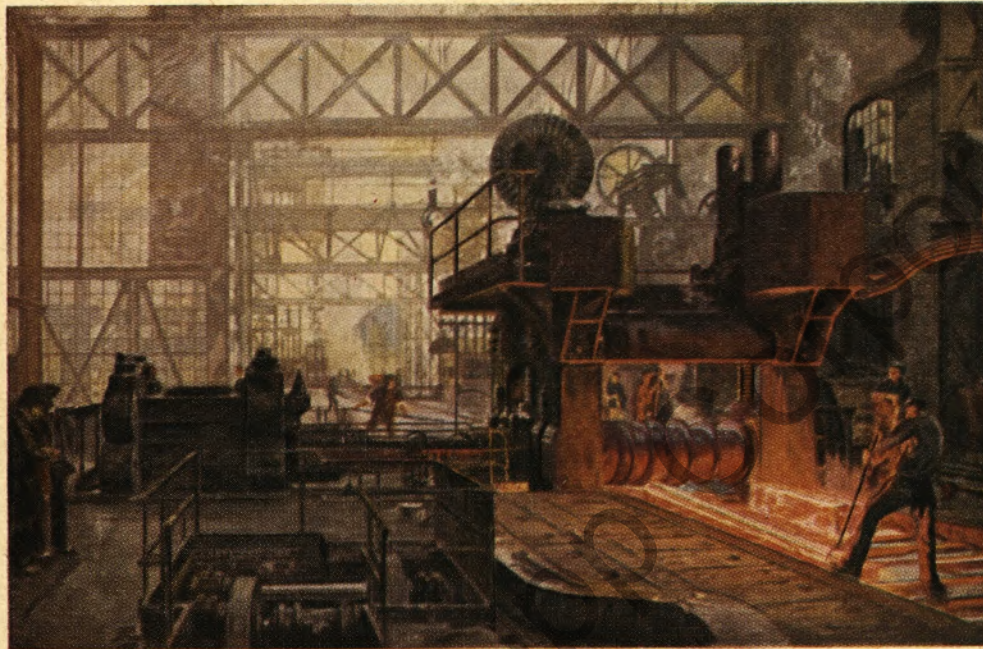
Robert Neumann: An den Wassern von Babylon. Verlag Kurt Desch, München, 391 S.

Nach seinem bestechenden Dokumentarwerk „Sir Basil Zaharoff, König der Waffen“, überrascht uns Neumann mit dem Roman „An den Wassern von Babylon“. Das Buch wird zu einem Epos des Judentums, dargestellt durch zwölf erregende und erschütternde Einzelschicksale unserer Tage. Der Verfasser macht sich hierbei zum Sprecher des Mitteils für Millionen von Menschen.





Erinnern Sie sich?



Seit vor rund einem halben Jahrhundert ein Maler die hier wiedergegebenen Betriebs- teile verewigte, hat sich so manches geändert. Was würden Sie z. B. auf die Frage antworten, wo sich die auf dem oberen linken Bilde im Hintergrunde zu sehende Hochofenanlage befindet? EO II? — Ausgeschlossen, nicht wahr? — EO I? — Ja, und doch nein, denn die Anlage steht heute nicht mehr, nur der ein wenig hervorragende Winderhitzer, der für den jetzigen Versuchsofen verwendet wird, und einer der beiden hohen Schornsteine sind bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Von dem einstigen Maschinenhaus für Gebläse und Kraftmaschinen (im Bilde rechts) ist heute nur ein Rest als Maschinenhaus II übrig, an der Stelle der Koksblatterie (links) steht heute das Maschinenhaus III. Dieser gewaltige Umbau von EO I erfolgte Mitte der zwanziger Jahre.

Der Gesamteindruck des danebenstehenden Bildes vom Martinwerk II ist eigentlich so ziemlich unverändert geblieben. Wohl gemerkt, nur der Gesamteindruck, denn wenn man sich die Sache etwas näher anschaut, wird man leicht feststellen, wieviel hier inzwischen an Umbauten und Modernisierungen getan worden ist. Das hier wiedergegebene Bild wurde kurz nach Inbetriebnahme des Martinwerks II im Jahre 1912 gemalt.

Wie der Maler die alte Blockstraße sah, zeigt das mittlere Bild. Dieses Bild sollte man einmal der auf der nächsten Seite veröffentlichten Farbfoto-Serie von der neuen Blockstraße gegenüberstellen. Interessant, was sich allein hier alles während des verflossenen Jahres verändert hat. Der Maler hat seinerzeit, so läßt sein Bild erkennen, in Blickrichtung zu der Schere gestanden. Die schattenartige Fläche im Hintergrund ist ein Teil des Martinwerkes I.

Daß es sich bei dem Bilde unten um den vorderen Teil des Blechwalzwerks handelt, ist wohl unschwer zu erkennen. Die Gebäude links (im Vordergrund das ehemalige Trägerlager) und rechts (die Schmiede) sind in ihrer äußeren Form fast unverändert geblieben. An die Tordurchfahrt zur Essener Straße hin, wo heute das Pfortnerhaus 8 ist, aber können sich nur noch wenige erinnern. Statt der beiden Krane (Mitte) fährt heute der große Magnetkran auf Hochschienen und statt des Pferdewagens (Vordergrund) kommen heute die Fernlaster! Selbst ein Wagen wie der, mit dem sich im Vordergrund links die vier Männer abplagen, ist heute wohl kaum mehr zu sehen. Unwillkürlich fragt man sich bei einer solchen Betrachtung des Bildes: „Gute alte Zeit!“ — Nun, wie man es nimmt! Denn jedes Ding (und auch jede Zeit) hat ihre zwei Seiten . . .

Männer an der Blockstraße

In Ausgabe 16 berichteten wir über die Fertigstellung der neuen Blockstraße auf Neu-Oberhausen. Diesmal können wir die neue Straße sogar „farbig“ vorstellen. Die Farbfotografie hat sich in den letzten Jahren immer mehr durchgesetzt, und was liegt da näher, als unsere Arbeitsplätze einmal so zu zeigen, wie sie sich gewissermaßen im Zauber von Licht und Farbe offenbaren. Die Blockstraße war ein dankbares Objekt hierfür. Die auf diesen Seiten veröffentlichten Farbaufnahmen beweisen das. Aber lassen wir die Bilder selbst zu uns sprechen: Wir haben vor kurzem bereits den Schnellaufbau der Blockstraße geschildert, der von Direktor Dr. Graef einmal eine „Herzoperation“ genannt wurde, die vorgenommen wurde, ohne daß der Patient auch nur einen Augenblick aufgehört hatte zu atmen. Im übertragenden Sinne bedeutet das, daß der Umbau vorgenommen wurde, ohne die Stahlerzeugung und die Walzwerksfertigerzeugung nennenswert zu

beeinflussen. Der Umbau war erforderlich geworden, weil die Leistungsfähigkeit der alten Straße nicht mehr ausreichte, um die in den Stahlwerken erzeugte größere Stahlmenge ohne Schwierigkeiten zu verdauen und den nachgeschalteten Fertigstraßen genügend Vormaterial zuzuführen. Schließlich entsprach die alte Straße nicht mehr dem Stand der Technik. Somit fiel ein Veteran unter den Betriebsanlagen nach mehr als fünfzigjähriger Dienstzeit der Modernisierung zum Opfer. Über die Umbauarbeiten an sich braucht nichts mehr gesagt zu werden. Es ist das Verdienst von Werksleitung und Belegschaft, innerhalb von sechs Wochen während des rundherum laufenden Betriebes eine neue Blockstraße erstellt zu haben. Um jedem, der daran interessiert ist, noch einmal zu zeigen, was hier für die Modernisierung des Werkes getan worden ist, veröffentlichen wir in diesem Zusammenhang die Farbfotos vom Betrieb der Blockstraße im Walzwerk Neu-Oberhausen.



Blick in das „Hirn“ des Blockwalzwerks, wie man vielfach die Steuerbühne bezeichnet. Von hier aus wird die Arbeit der Blockstraße durch Betätigung von Schalthebeln und -knöpfen wie von Geisterhand dirigiert. Die Anlage ist auf den modernsten Stand der Technik gebracht; wo früher die Walzmannschaften schwerste körperliche Arbeiten leisten mußten, genügt heute der Druck auf einen Knopf.



Zwischen den Verschiebelinealen ein ausgewalzter Block, während vorne im Blockkipper bereits der nächste Block für den Walzvorgang bereitsteht. Wie eine Nudelrolle den Teig in die Länge walzt, so wird auf der Blockstraße der glühende Stahlblock zwischen Walzen aus härtestem Stahlguß durchgeschickt, mit dem Ergebnis, daß er auf das Maß des Walzenabstandes zusammengedrückt und dabei entsprechend gereckt, gestreckt und verlängert wird. Über der eigentlichen Straße die Steuerbühne, die von außen mit hitzereflektierender Aluminiumfolie überzogen ist, worin sich die rotglühenden Blöcke beinahe gespenstisch anmutend widerspiegeln.

Auf dem Rollgang kommt der rotglühende Block heran-gerutscht — wehe dem, der ihm zu nahe kommt! — und schiebt sich zwischen die sich gegenläufig drehenden Walzen. Auf der anderen Seite, wo er herauskommt, ist er schon etwas dünner, dafür aber um so länger geworden. Er rollt aus, steht still, kehrt um und wird mit mehreren Stichen — so nennt das Walzwerk jede Fahrt durch die Walzen — auf die gewünschte Form gebracht. Die Luft in der Halle ist erfüllt von rollendem Krachen, schrilltem Kreischen, dem Surren der Räder und Rollen, dem Gegrumm der Motoren. Der Stahl nimmt die Verformung nicht widerspruchlos hin, sondern schimpft und stöhnt.



„Ich bin es, Karl - habe gerade rechtzeitig für meinen Verbesserungsvorschlag Pinke-Pinke bekommen!“



„... und wo ist der Fußball aus dem Kleiderschrank? Habt Ihr den etwa wieder umgetauscht?“



„Entschuldigen Sie, unser Weihnachtsbaum war etwas zu groß!“

Fröhliche Weihnachten!

Text und Zeichnung: Willi Kleppe



„Ich wollt ihm nur die Eisenbahn zeigen, Meister, die mein kleiner zu Weihnachten bekommt!“



„Sei froh, daß Dir das Christkind eine Schutzkappe und Sicherheitsschuhe gebracht hat! Du bist ja so gleichgültig in diesen Sachen!“



Der schönste Augenblick: Der Baum brennt!

